

[Andreas Heusler an Wilhelm Ranisch : Briefe aus den Jahren 1905-1909]

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Beiträge zur nordischen Philologie**

Band (Jahr): **18 (1989)**

PDF erstellt am: **22.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nes Kind war, also auch sein Altersgenosse Hróðulf; daß somit Hróðgár ohne Hróðulf, wahrscheinlich mit Hálgá, die Rache am Fróða vollstreckt hatte. Ich habe gebührend betont (in dem Aufsätze), daß diese ganze Anknüpfung an das englische Epos eine prekäre Sache ist, weil ja leider über das Ableben des alten Herrn (Healfdene) kein Wörtchen verraten wird! Aber *wenn* man schon einmal die Lücken der Bw-aussagen ergänzen will, wie dies Olrik gewagt hat, dann, meine ich, muß die Ergänzung in der angedeuteten Richtung vor sich gehn, und Olrik hat den falschen Weg eingeschlagen vor dem Kreuzwege ‹hier Healfdene + durch Fróða – hier Fróða + durch Healfdene›, indem er der zweiten Richtung folgte.

Ich finde es übrigens schade, daß du deine Auffassung von den Stufen der Skj.-dichtung nicht der Recension anvertraut hast.⁷ Dazu *hat* man ja Recensionen, daß man im gegebenen Falle Behauptungen niederlegt, die man im einzelnen nicht einläßlich begründen könnte, Ansichten, die zwar der Mitteilung wert sind, aber noch nicht so ausgestattet mit Argumenten, daß man eine eigene Abhandlung daraus machen möchte. Du bist wirklich in diesen Dingen zu ängstlich!

Bessere dich im neuen Jahre! Vor allem aber bessere deine Gesundheit!
Möge uns 1905 ein frohes Wiedersehen bringen!

Warme Grüße an Olga!

Dein And.

¹ Aisl. «keine Neugeborenen».

² Vgl. Brief Nr. 56, Anm. 4.

³ Dän. «Zweiteilung».

⁴ Dän. «Nachbar».

⁵ *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur*. Herausgegeben von Edward Schröder und Gustav Roethe.

⁶ Zur Skiöldungendichtung, in: *ZfdA* 48 (1904), 57 – 87; vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 146.

⁷ Vgl. Ranischs Rezension von Olriks *Danmarks Heltedigtning* I (Ranischs Schriftenverzeichnis Nr. 34).

58.

Berlin 22. Jan. 05

Lieber Ranisch, ich bin heut in Faulenzerstimmung, vielleicht weil vorgestern der Volkskundevortrag erledigt wurde und gestern, als an dem Hauptcollegtag, keine wichtige neue Arbeit eingefädelt wurde. So gönne ichs mir, gleich für deinen Brief zu danken und ein wenig mit dir zu plaudern!

Eure Stimmungen fühle ich lebhaft mit. Viel vernünftiges, geschweige helfendes kann ich aus meiner Ferne nicht dazu sagen. Ich wende mich also gleich sachlicheren Dingen zu.

In Basel mußt du sehen: in erster Linie Münster – Kreuzgang – Pfalz, Museum (nur 5 Minuten vom Münster entfernt); einen Schritt auf die schräge Rheinbrücke (5 Minuten *oberhalb* des Münsterplatzes, d. h. südöstlich), weil man von dort das einzigartige Stadtbild hat. Dies nimmt zusammen nicht

mehr als 3 Stunden. Dann in 2^{ter} Linie: ein Spaziergang nach *St. Margarethen*, dem Plateauabfall im Süden der Stadt (vom Münster in 1/4 Stunde zu Fuß); dort ist, *links* beim Aufstieg zu der weit sichtbaren Kapelle, eine Theewirtschaft in einem Parke, der im Sommer von fast fürstlicher Schönheit ist, aber auch im kahlen Zustande sehr zu empfehlen wegen der trefflichen Aussicht über die Stadt und das weite Rheintal. Vielleicht ist die Anlage im Winter geschlossen; dann würde auch die Terrasse vor der Kapelle, 2 Minuten rechts davon, den Besuch lohnen. Gutes Wetter vorausgesetzt.

In 3. Linie: Barfüßerkirche mit dem mittelalterlichen Museum. Besonders als Raum sehenswert.

Daß du zu Besuchen schwerlich Lust und Zeit haben wirst, versteh ich. Sonst würde ich dich zu La Roche's ermahnen: mein Schwager hätte wahrscheinlich Zeit, dich ein wenig durch die Straßen zu führen; ich müßtes ihm nur vorher schreiben, damit ihr euch nicht verfehlt. Auch wenn du einen raschen Besuch bei meinem padre machen könntest, würde mich das eigentlich freuen: wenn du so mein Jugendheim (seit 11. Jahre) sehen könntest. Mein Vater ist nicht immer in sehr ausgiebiger, gesprächiger Stimmung, manchmal riesig nett, unter allen Umständen das Gegenteil von förmlich – aber schweizerisch-ungeniert. Vielleicht würdest du Geschmack an ihm finden.

Aber pressen will ich dich nicht. Solltest du Zeit haben, so tu's!

Zwischen Basel und Montreux kämen wesentlich Bern und Lausanne in Betracht (Überspringen eines Zuges). Bei klarem Wetter ist der Blick von Bern auf das Schneegebirge so ziemlich das erhabenste, was ich kenne. –

Zu den Skjöldungen noch ein paar Worte. Dein Brief (vom Neujahr) zeigt mir, daß wir in den greifbaren Punkten fast durchweg einig sind, spec. auch gegen Olrik zusammenstimmen. Dazu kann ich mich nicht entschließen, Halfdans Brudermord bei Sven Aagesen aus isl. Quellen zu leiten. In Folge dessen halte ich diesen Brudermord für vorisländisch – natürlich mit Halfdan als Ermordetem. Den Bw. betreffend, räume ich deine Hauptthese ein: wir *kommen aus* ohne eine Ermordung Healfdenes und Vaterrache Hróðgárs; die 2 Fabeln <Ingelds Vaterrache und Fall>, <Hróðulfs Fehde mit Hrédric> reichen logisch aus.

Fragt sich also, ob jene Healfdene-Hróðgáráffäre nur unbeweisbar ist, oder aber unwahrscheinlich. Du führst für das letzte an, daß diese Healfdenesage (nennen wir sie kurz so, Hd.) in cyklischer Verbindung mit Ing. (= Fróda-Ingeldsage) stände. Ich denke mir das Verhältniß der beiden Stoffe so: Mit Fródas Fall ruhten die Ereignisse für ca. 15 Jahre (bis zu Ingelds Mannbarkeit). Hd. konnte an diesem Punkte schließen; das epische Interesse der Fabel war zum Austrag gebracht; es war ein abgerundeter Liedinhalt. Ing. sodann übernahm zwar aus Hd. die Voraussetzung von Fródas Falle, aber wickelte sich im übrigen selbständig ab (der Dichter brauchte aus Hd. nichts zu kennen als das nackte Factum von Fródas Tötung durch Hróðgár). Die beiden Lieder waren nicht episodisch, nicht cyklisch im Lachmannischen Sinne. Jedes konnte für sich weiterleben. – Eine derartige lose Beziehung zwischen 2 Heldenliedern traue ich schon der ältesten Zeit zu; ich kann nichts modernes darin erblicken. Ganz besonders, wenn den beiden Stoffen etwas Geschichtliches zu

Grunde liegt; dann konnte Hd. geformt werden ehe Ing. noch passiert war; Ing. konnte geformt werden, ohne daß ein *Lied* Hd. benutzt wurde.

So sage ich denn: die Existenz von Hd. im 6. Jh. kann weder bewiesen noch unwahrscheinlich gemacht werden. Es ist sozusagen Gefühlssache, ob man die Andeutungen des Bw. in diesem Punkte aus der isl. Überlieferung zu ergänzen wagt oder nicht. Und dabei spielt eine allgemeinere Frage mit.

Früher sagte man wohl den halb unbewußten Glauben: *am Anfang* der Entwicklung steht allemal ein reicher Hort von Sagendichtung. Die spätere Zeit hat umgebildet und namentlich preisgegeben: das Erhaltene ist ein Bruchteil von dem uranfänglichen Reichtum. Nun, davon sind wir abgekommen, z. g. T. dank Olrik. Ich glaube, wir stehn jetzt in Gefahr, ins andre Extrem zu verfallen. Olrik geht mir im letzten Werke schon manchmal zu weit mit den Annahmen, die Sage habe zeitweilig nur noch auf 2 Augen gestanden und auf dieser ganz schmalen Basis sei aller spätere Reichtum nur erwachsen. Womit ich durchaus nicht die Fruchtbarkeit des Gesichtspunktes leugnen möchte, daß magere Andeutungen eines alten Liedes zu neuer Sagendichtung anregen konnten. – Das Erhaltene ist nicht = dem einst vorhandenen; wir haben schließlich doch Gründe anzunehmen, daß z. B. im 9.10. Jh. viel dänische Sage lebte, die uns eben verloren gegangen ist. Unser architektonischer Sinn darf uns nicht verführen, die erhaltenen Trümmer zu lückenlosen Gebäuden zu verkitten, die für Verlorenes keinen Raum lassen.

Aus diesen Anschauungen oder Gefühlen heraus halte ich es für glaubhaft, daß die dänische Skjöldungendichtung gegen 550 eher reicher war, als wir nach den ungenügenden Exclamationen und Seitenblicken des Bw. unmittelbar beweisen können; in specie finde ich es wahrscheinlich, daß auch von Healfdene und Hálga etwas Greifbares erzählt wurde; daß sie nicht als bloße Namen und Stammbaumgelenke preisende Epitheta erhielten. Und da empfiehlt sich eben doch keine andre Sage so wie die von der Vatterrache. –

Du fragst nach meiner Ansicht über Braune und die Nibelungenstrophe. Meine Constructionen zu Gdad. Vk. c.VI¹ fallen dahin mit Bartschens Handschriftenstammbaum, und Braunes Stammbaum scheint ja wohl richtig. (Ein merkwürdiges Spiel des Zufalls bleiben mir übrigens dann die Varianten der letzten Kurzzeilen, die sich nach dem alten Stammbaum so einfach erklärten!) Das erreichbare Original des NL hatte also das einheitliche Strophenschema in ganz anderm Grade durchgeführt, als ich s. Z. angenommen hatte. Die Unregelmäßigkeiten, die auch jetzt noch bleiben, taxiert Braune kurzweg als «Fehler»; der Begriff der Strophen*entwicklung* besteht für ihn nicht. Darin kann ich nicht mit ihm gehn. Der Kürnb. *beweist* m. E. unmittelbar, daß diese Strophenform um 1160 ohne die glatte Cadenzenregelung gehandhabt wurde; wir haben hier vor Augen eine ältere, freiere Verwendung der Strophe. Gegen die antihistorische Nivellierung des Kürnb. bin ich jetzt noch ebenso wie l. c. S. 94f. Nur ziehe ich meine damalige Messung der Schlußverse schon längst zurück: nur 2 (oder 3) sind stumpf: nie frô wërden sît; sô spràch das wîp (mir wårt nie wîp als lîep?), die übrigen sind entschieden voll, d. h. also normal im Sinne der Strophe. Dies einzusehen hinderte mich damals die starre Contrastierung von Dipodie und Monopodie. Es ist ja Tatsache, daß die älteste Lyrik

den dipodischen Gang / \ / \ weit mehr liebt als die spätere. Es ist plausibel, dies aus dem volkstümlichen Charakter dieser vorromanischen Lyrik zu erklären. Aber man darf sich keine scharfe und bewußte Schranke gegen den monopodischen Fall hin denken: diese Dichter konnten jederzeit auch ein // \ (vil dicke wê getân), \ / \ (wær es ir schade niht) usw. anwenden, und spec. in den Schlußversen ist der Tonfall \ / \ / der beliebteste. M. a. W.: ich glaube jetzt nicht mehr, daß der dipodische Tonfall / \ / \, der in Kinderliedern und sehr deutlich auch in gewissen altertümlichen Sprichwörtern und ähnlichem fortlebt, irgend eine Gruppe der mhd. Litteratur rein beherrscht; nur Annäherungen daran finden sich, eben besonders in der ältesten Lyrik.

Ich schwanke noch, ob ich den Vortrag ‹Lied und Epos›² zu einem kurzen paper für Brandls Archiv ausgestalten soll. Einerseits wärs ja nützlich, die (guteils Ker'schen) Gedanken zur Diskussion zu empfehlen. Aber – das Wahre wäre, die entsprechende Streitfrage auf Homerischen, Cidischen, Karlepischen, Kalewalischen Boden mitzunehmen, und dazu hab ich nicht die Energie. Scheint es dir ratsam, die Stoffbegrenzung der Epen, Eddalieder, Balladen rein innerhalb des Germanischen zu behandeln und die nächstliegenden Schlüsse anzuknüpfen, ohne eigentliche Fehde gegen die Liedertheorie, mehr sondernd und formulierend als behauptend und richtend? ‹Rat mir gut, aber rat mir – ab!› möcht ich fast sagen. Doch verspreche ich dir: ich tue dann doch, was *ich* will!

In den Saxoübungen haben wir soeben den Iarmericus behandelt und sind aufs entschiedenste deiner Herleitung beigetreten!

Genug für heute! Grüß Olga und sag ihr meine besten Wünsche für das Bevorstehende. Und dir, mein Alter, möglichste Besserung und möglichstes kopf-oben! Treu verbunden

And.

¹ Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 10.

² Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 154.

59.

Berlin 1. März 1905

Mein lieber Ranisch, du gibst dich also einem gewissenhaften γνῶ σαυτόν hin und entdeckst deine Nerven in einem früher nicht geahnten Umfange! Die werden sich ja heilen lassen, und daß die unterschiedlichen Sprechwerkzeuge schon fast wieder im Blei sind, ist eine gute Nachricht.

Die untren Gestade des Sees¹ denke ich mir in dieser Jahreszeit nicht besonders anmutend: eine graue, stumpfe Farblosigkeit – nur der See selbst wird gute Augenblicke haben. Aber oben, wo du jetzt bist, da ist wohl die zusammenhängende weiße Decke ganz in der Nähe, und die mag vor klarem Himmel prachtvoll aussehen. Schick der königinnenhaften Dent du Midi meinen Gruß hinüber und dem erhabenen Grand Combin, wenn du ihn einmal erspähst!

Zum Laufen sollt es nicht an Gelegenheit fehlen, denke ich. Daß du erst bei mechanischer Erregung die Natur genießest, darin fühle ich dir nach.

Hoffentlich hast du von Olga gute Nachricht über den 3köpfigen Hausstand. Dabei fällt mir ein: Frl. Grimm trägt mir dringend auf, ihr möget ihr das Schweigen auf die Geburtsanzeige nicht als Mangel an Teilnahme auslegen p. p. Ich bezeuge, daß sie sich jederzeit viel nach euch erkundigt.

Schön, daß der Besuch bei den Baslern nach Wunsch ausgefallen ist! – Ich empfinde meinen Vater nicht als mir ähnlich; aber sich selbst kennt man ja nur von innen, grade nicht in den Dingen, die du hier im Auge hattest.

Basels bauliches Gesicht würde ich weniger loben. Das «schöne Alte» geht doch noch zusammen: sieht man ab von dem ganz hors ligne stehenden linken Rheinufer, so sind nur ganz vereinzelt Häuser schön und alt. Mit Münster oder Würzburg dürfte man nicht vergleichen. Und das Neue – ja, die Jahrzehnte der Geschmacklosigkeit fielen leider auch in Basel in eine Zeit wo viel gebaut wurde! Es ist selten so frech häßlich wie in Berlin, aber gar oft von öder Freudlosigkeit.

Daß du deine altdtsche Litteraturgeschichte von großen Gesichtspunkten anfassen würdest, war dir ja eigentlich zuzutrauen. Es interessiert mich sehr, welche allgemeinen Eindrücke dir von diesen Nachbargebieten her erwachsen werden, ich meine welche Lichter die politische, wirtschaftliche und Kunst-Geschichte auf das Schrifttum werfen. Wenn ich mich prüfe, muß ich mir sagen, daß ich die Deutsche Litteratur nicht wahrhaft kenne; auch bis 1300 nicht, das spätere schon nicht einmal den äußeren Tatsachen nach. An Vorlesungen habe ich s. Z. blutwenig darüber gehört; was Lectüre ist, lernte ich überhaupt erst als Nordist, und da habe ich auf altdeutschem Boden außer den Heldenepen wenig mehr nachgeholt. Nach all den Ansprüchen, die ich mir fürs Nordische (und Altgermanische) angewöhnt habe, kann ich nur sagen, daß ich eigentlich die altdtsche Litteratur von Grund aus neu kennen lernen müßte; die Gruppierung, die Beleuchtung, die Maßstäbe, das fehlt mir alles beim Deutschen. Es ist ein Vorteil, wenn man sich in eine Litteratur einlebt ohne die maßgebende Führung eines Lehrbuches. Als ich mit dem Nordischen anfang, gab es nur Mogk, und da dessen 1. Auflage fast bloße Bibliographie war, konnte sie nicht viel schaden. Die zweite wäre schädlicher.

Wenn dir daran liegt, Suggestionen auf mich auszuüben, so kannst du jetzt zufrieden sein. Über deinen Vorschlag, «Lied und Epos» gesondert zu drucken, lachte ich anfangs; denn Umfang und Gehalt waren wirklich nicht dementsprechend. Dann aber fraß sich das Gift deiner Worte tiefer und tiefer in mich ein, und als ich fertig war, schrieb ich an Ruhfus. Der Papa mußte sich erst beim Sohne in der Schweiz Rats erholen, heut aber traf die Antwort ein, die den dankbaren Sinn des weiland Schülers nicht verleugnet. Du hast mich also auf dem Gewissen! Aber du hast phantastische Erwartungen von dem Heflein: Du meinst, daß es die Ursprünge Sigfrids p. p. behandle. Es variiert nur in unerschöpflich neuen Ausdrücken den einen einzigen Gedanken «Sage = Liedinhalt». Der Leser wird am Schluß sagen: quel bruit . . ., das hat man ja längst gewußt.

Pauls Aufsatz über die Thidr. verbindet mit der bekannten hohen Intelligenz Pauls eine erschreckende Unempfindlichkeit für poetische Worte, ein

rohes Ramschverfahren, das sich in fast lächerlicher Weise als kritische Strenge anpreist. Wilmanns krankt an andern Mängeln: er weiß über die Struktur des Nibelungenepos wieder manches Feine vorzubringen. Aber in den Grund hinein der Sage greift er mit merkwürdigem Geschick fehl, türmt Schwierigkeiten auf, die gar nicht bestehn, dreht sich um die nächstliegenden Wahrheiten mühselig herum. Z. B. daß bei Kriemhilt in der NN die Hortgier noch neben der Gattenrache spielt, das erklärt sich nach einmaliger Lectüre der *Atlakviða* restlos. Und da construiert sich nun Wilmanns eine Urform der Sage, worin Kriemhilt zuerst ihre Brüder des Hortes wegen verrät und dann an Etzel, dem Werkzeuge ihres Verrates, die Rache übt. Eine bare psychologische Unmöglichkeit! Es hat etwas Beängstigendes, wenn man sieht, wie die ganz sichern, klaren Ergebnisse von Müllenhoff und zwei weitem Gelehrten durch einen ernst zu nehmenden Gelehrten so unüberlegt über Bord geworfen werden.

Recht bezeichnend ist auch die Einzelheit: die harmlose Ornamentfigur des warnenden Eckewart muß nach Wilmanns uralter Sagenbestand sein; denn – Eckewart ist *«mythisch»*. Da spürt man Begriffe vom Wesen der Sage und Dichtung, mit denen wir, die wir von Olrik und eigenem Betrachten gelernt haben, keine Verständigung erhoffen können.

Daß eine realistische Entwicklungsgeschichte des Nibelungenstoffes eine der schönsten Aufgaben ist, und zugleich keine übermenschlich schwere, ist mir wieder recht klar geworden. Es ist wunderbar, daß noch Niemand die Sache eigentlich angepackt hat. Sie wäre so viel greifbarer und ausgiebiger als die Rolf Kraki-Geschichte. Aber man strebte eben immer in den Nebel mystischer mythischer Hintergründe, anstatt mit den gegebenen Dichtungsmotiven und Szenarien der nordischen und deutschen Ueberlieferung den Aufbau litterargeschichtlich klar vorzunehmen. Früher oder später mußst du an diese Aufgabe heran, mein Ranisch; sie soll dein *œuvre* werden.

Paul Herrmann schickt soeben ein seltsames Product, eine 134 Seiten starke *«Geschichte von Hrolf kraki»*, d. h. parallele Uebersetzung der verschiedenen Quellen mit spärlichen Anmerkungen.² Er nennt es eine *«Abschlagzahlung auf seinen Saxo-Kommentar»*; auch dieser solle *«weniger neue Hypothesen bringen»*. Soweit stimmt es! Ich glaube, wir haben Herrmann nach Saxo Band 1 zu hoch eingeschätzt; von Band 2 braucht man keine Unvorsichtigkeiten zu fürchten. Finn Jónsson schwebt als Schutzgeist über dem Ganzen, daneben werden Olrik und die EM. mit Wohlwollen citiert.

Was sagtest du übrigens zu Finns Einleitung der *Hrólfs saga*?³ Viel ist nicht zu sagen; *verður þat er varir*⁴. Olrik mag sich über die Ahnungslosigkeit seines Collegen geärgert haben.

Aus den *Rímur* war das Interessante zu entnehmen, daß neben der *ylgr*, die bei zufälliger Begegnung getötet wird (~ Saxo), doch auch der *biörn* vorkommt, der das Königsgehöft belästigt und gegen den der König seine Mannen aufbietet (~ Beowulf). Dieses Motiv finde ich für die Vergleichung mit Beowulf wesentlicher als die zoologische Art des Ungetüms (Bär oder Drache [Hrólfs.] ist Nebensache). Dann, daß der Vater Biarkis *Biór* heißt, ist recht bemerkenswert.

Mit Olrik bin ich nicht in richtigen Brieffaustausch gekommen. Er ist sehr beschäftigt, überhaupt mehr ein Mann der Tat, d. h. der schriftstellerischen, als der privaten Beschaulichkeit. Dann hatte ich auch das Gefühl, daß er in Briefen nicht leicht aus dem eigenen Gedankenkreise hinaustritt und sich für den *collocutor* interessiert, wie dies für fruchtbaren Briefwechsel nötig ist; im Gespräch fehlt es ihm ja keineswegs an dieser Eigenschaft.

Das Semester geht Sonnabend zu Ende. Ich stehe augenblicklich etwas ver-söhnlicher zu meinem Docieren – einen greifbaren Grund habe ich eigentlich nicht dazu: die Zahl der Hörer bleibt dauernd niedriger als unter der goldenen Aera Weinholds. Vielleicht liegt es nur daran (nl. meine relative Zufriedenheit), daß ich die Collegien wurstiger nehme und grade diesen Winter wenig dafür gearbeitet habe. In den Saxoübungen hatte ich 7 Leute, darunter 3 ungewöhnlich intelligente und auf die doch recht schwierigen Probleme eingehende. Aber ich werfe doch manchmal verliebte Blicke auf die Utopie, wo ich nicht zu lesen hätte!

Jetzt will ich eine Arbeit über Alter und Heimat der Eddalieder genau schematisieren, damit ich im Laufe des Sommers die gelegentlich auftauchenden Gedanken und Lesefrüchte einordnen und im Herbst ein kleines paper draus ballen kann.⁵ Gering hat mich vor Neujahr gebeten, einen Vortrag an der Philologenversammlung (in Hamburg, glaube ich) zu übernehmen, und hat seinen Segen zu diesem Thema gegeben. Im Vortrage selbst (20 Minuten!) werde ich natürlich nur einen Ausschnitt anbringen können; vielleicht den Versuch, die Dichtungen nach Culturgruppen zu ordnen: 1) alte, gemeinnorröne, z. T. sogar gemeingermanische Kunstüberlieferungen, 2) isländische Fortbildungen der Heldendichtung, nach Inhalt und Form, noch ungelehrt, 3) isländische Gelehrsamkeit, Sammel- und Ordnungstendenzen, noch mündlich, 4) Dichtung der Litteraturen, auf Grund geschriebener Liedersammlung. – So ungefähr, als flüchtige Andeutung! Die 4 Epochen schieben sich *in* einander, gehn z. g. T. parallel (weil die ältere nicht erlosch, als die jüngere einsetzte). Daß wir nicht reinliche Zeittafeln anstreben sollen, sondern das phänomenologische Nacheinander der Stufen klarstellen müssen, dies denke ich mir vorläufig als Leitgedanken der Arbeit. Bist du so im allgemeinen einverstanden?

Für die neue Walhall hast du den Oldenbourg doch hoffentlich etwas gepflückt? Oder gab er nichts her? Mit deiner Behandlung der Vorrede bin ich natürlich einverstanden.

Ich erwarte einen kurzen Logierbesuch meines Dänen Thalbitzer. Im April verdufte ich mich vielleicht auf 2, 3 Wochen. Wären nur die Südabhänge der Alpen nicht so weit weg!

Noch eines: Meißner hat in den «Jahresberichten»⁶ unsre EM so nett begrüßt, wie wir uns nur wünschen mögen: «... erfreuen sie wie ein neugehobener Schatz ... Wirklich ein gehobener Schatz ist die Liebesstrophe XIX.» Ich sehe ab von dem Lobe der Methode p. p., das haben ja auch die Andern gespendet. Aber das was wir im Grunde *wollten*, die Beachtung dieser Poesien, das kommt nirgends so zu seinem Rechte wie bei Meißner und Neckel. Ergo – wir haben das Mittelalter und die Jugend gewonnen.

Dein alter And.

- ¹ Genfer See. Über Ranischs Reise zur Kur nach Montreux vgl. Brief Nr. 58.
- ² *Die Geschichte von Hrolf Kraki*, aus dem Isländischen übersetzt, erläutert und mit sagengeschichtlichen Parallelen versehen von P. H., Torgau, 1905.
- ³ Vgl. Brief Nr. 56, Anm. 3.
- ⁴ Isl. «Es kommt so, wie man erwartet».
- ⁵ Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 157.
- ⁶ *Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiet der Germanischen Philologie* 25 (1903), 59f.

60.

Berlin 14. Mai 1905

Mein lieber Ranisch, sei bedankt für zwei Schreiben, vom 26. April und 10. Mai! Es ist ein tröstlicher Gedanke, euch wieder gesund beisammen zu wissen. Haben sich denn die Osnabrücker Freunde der Olga in deiner Abwesenheit nach Wunsch angenommen? Zu Pfingsten solltet ihr euch ein paar recht schöne Faulenzertage einrichten. In eurer Gegend hättet ihr nicht nötig, zu reisen: die Ausflüge vom Heim aus würdens schon machen.

Ein dringender Rat an dich liegt mir auf dem Herzen: geh den Recensionen, die du übernommen hast, rücksichtslos zu Leibe, verkrümle deine Zeit und Kraft nicht an ihnen! Du mußt bald freien Atem und freien Blick bekommen für die Litteraturgeschichte. Also stell dir einen bestimmten Termin vor Augen und reiß die Recensionen bis dahin blindlings zusammen. Nicht wieder deine beliebte Methode: daß du dich tiefer und tiefer in den Recensendus einbohrst und nach Monaten dann nur einen kleinen Abhub deiner Gedankenarbeit in den Druck gibst! Das ist *dießmal* vom Uebel. Denn Gerings Edda z. B. ist kein Buch, das dir diese latente Arbeit innerlich lohnen würde.¹ Daher übers Knie gebrochen! Erwähne dich während der Arbeit daran, daß gehaltvolle Recensionen unnützer Luxus sind.

Mir wurd es nicht leicht, mich in Berlin einzuleben. Ich hatte noch lange Zeit Heimweh nach Lugano; am allermeisten nach dem Leben in der freien Luft, den Hochgefühlen, die die körperliche Anstrengung einem verschafft. Und der Anblick von Luft und Sonne, weiten Horizonten – verglichen mit denen des Gartenhauses und der Großstadtstraßen! Ich fühle mich leiblich so frisch wie seit fast 5 Jahren nicht. Die gymnastischen Uebungen, die ich nach dem «System» des Dänen JP Müller täglich betreibe, tun ihr Teil dazu. Kennst du sie? Sie sind sehr sinnreich ausgedacht. Zuerst acht Uebungen, die die Muskeln vielseitig in Anspruch nehmen und darauf hinauslaufen, einen in Schweiß zu bringen. Dann eine kalte Abgießung. Darauf Abtrocknen und nun, als Hauptsache des Ganzen, 10 Frottierübungen (ich habe erst 5 davon auswendig gelernt; es ist ein richtiges Lernen!). Man fühlt sich nachher köstlich in seiner Haut. Und der Leib bekommt eine gewisse Elasticität – wieweit der Reiz der Neuheit und die Suggestion im Spiele sind, muß ich abwarten; aber bisher hab ich große Lust zum Fortfahren. Abgesehn von der Hautpflege erstrebt Müller besonders Stärkung der Bauchmuskeln und daß etwas daran ist, fühlte ich deutlich an der ziemlich schmerzhaften Steifheit um den Nabel herum, die

mich die ersten 3 Tage überkam, dergestalt daß ich mich mit Mühe im Bett auf die andre Seite drehte. An eurer Stelle würde ich eure Kinder nach diesem System erziehn. Ein Wort von dir, und du sollst die Broschüre haben.

Mit meinen Arbeiten gehts recht mäßig. Ich recipiere so schlecht! Es ist eine tiefe Wahrheit, daß man in den 10 ersten Jahren des Studiums robust büffeln muß und zwar lesen en masse; besonders Quellen. Wer das versäumt hat, bringt es nicht mehr ein. Die reine Lern-, Aufnahmefähigkeit hat in unsern Jahren stark abgenommen. Und die <ungelehrten Gelehrten>, wie Scherer sagte, sie sind theoretisch auch brauchbar, aber in praxi doch eine zweifelhafte Species; sie müßten schon Genies sein, um sich daseinsberechtigt zu fühlen! Ich lese jetzt etliche religionsgeschichtliche Werke von Amerikanern und Engländern (Jastrow, Starbuck). Aber mein Hirn ist kein gut schluckender Schwamm.

Über <Lied und Epos>² bekam ich bisher nur Kundgebungen von einem farblosen Wohlwollen zu hören; außer dir haben nur Neckel und Schönbach³ greifbares geäußert. Schönbach orakelt herum, man dürfe die deutschen Lieder nicht gleich den nordischen denken, und beruft sich auf den Ulinger (= Blaubart), Möringer, Brennenberger: Lieder, die doch in Sachen der Stoffbegrenzung und der Stilbreite völlig zu dem allgemeinen Lied- oder Balladentypus gehören. Ker schreibt mit jugendlicher Ungeziertheit: There can be few things more purely delightful than to receive such praise as you have generously given to my work, und: I think I am prepared to accept all your criticisms.

Von deinen Bedenken kann ich das eine nicht entkräften – und grade dieses hat weitestgehende, entscheidende Bedeutung. Die Annahme nämlich, das breite Epos der stabreimenden Zeit sei doch wohl keine Besonderheit der Engländer gewesen. Haben die Deutschen im 8. – 10. Jh. und wieder seit 1150 Sagenepen gekannt, dann werden sie sie in den 200 dazwischenliegenden Jahren wohl auch gekannt haben. Dies verändert die ganze Sachlage. Gegen die episodischen <Lieder> (Teilepen) und damit die Sammeltheorie kann man zwar immer noch kämpfen. Aber die Fragestellung <wie gelangte man von den Liedern zu den Epen?> fällt für die mhd. Dichtung dahin. König Rother, NL usw. stellen sich dar als mehr oder weniger kontinuierliche Fortsetzung, Stilverjüngung älterer Epen. Ein geschichtlicher Proceß <Lied > Epos> hätte – wenn überhaupt jemals – nur im 7. Jahrh. oder noch früher stattgefunden.

So scheint es sich ja Panzer zu denken. Während Olrik, DHd. 1, 109 u. ö., die epische Breite für *älter* hält als den Liedstil!

Leider versagen an dieser Stelle, die alles weitere trägt, die Beweise. Es ist eben eine böse Sache, in Litteraturen zu arbeiten, die nur in ärmlichen Resten da sind! Der Waltharius hilft nicht aus der Klemme: diese virgilische Stilübung hat zwar kein deutsches Epos zur Grundlage (das finde ich ziemlich sicher), aber damit ist ja nicht gesagt, daß es im 10. Jh. keine deutschen Heldenepen gegeben habe.

Die von Heinzel, ten Brink, Ker und anderen vertretene Ansicht, daß die stabreimende Epopöe Neuerung und Sonderbesitz der Engländer war, ist mir doch die wahrscheinlichste. Die Schlüsse ex silentio sind übel, no doubt; aber

ein bißchen mehr kann man hier doch vorbringen. Was sagst du u. a. zu folgendem Gedankengang?:

Die engl. Epik darf man wohl zunächst auf den éinen Bw. zurückführen. Er war der Bahnbrecher. Der Bw. aber ist ein Erzeugniß geistlicher litterarischer Cultur: ein Werk der Feder, der Studierstube; das – schlecht geglückte – pergamentene Experiment eines Schriftstellers. Daß Virgil stark angeregt hat (ich weiß nicht, von wem der Gedanke stammt), finde ich recht einleuchtend. Sieht man den Bw. von dieser Seite, nicht mehr als Frucht allgemein germanischer volkstümlicher Cultur, dann erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, daß es sich um éinen einmaligen Versuch handelt; man wird weniger geneigt sein, andern Ländern, die nichts derart hinterlassen haben, ähnliche Versuche zuzuschreiben.

Sodann: das große Epos ist doch wohl immer litterarisch. Da darf man an Otfrids Zeugniß erinnern: er kannte keine litterarische deutsche Dichtung – die mündlichen Lieder zählten ihm begreiflicher Weise nicht mit.

Aber wie gesagt, Beweise sind das nicht! Schreib mir einmal, wie sich dir die Sachlage bei fernerm Nachdenken beleuchtet.

Zur Þiðr. bemerkst du, im Hinblick auf c. 379 (Etzelsöhnchen): sie sei natürlich «nicht direkt aus unsern Handschriften der NN geflossen». Also indirekt? $NN \rightarrow x \rightarrow y \rightarrow \text{Þiðr.}$ (vgl. Paul S. 336). Aber wie käme dann die Þiðr. zu der fraglos ältern Fassung dieses Auftritts? Hätte x oder y oder Þiðr. bemerkt, daß die Strophe dō der strit nicht anders . . . widersinnig ist, und hätte sich nach andern Quellen umgeschaut und glücklicher Weise die ältere Sagenform ergattert, die die Logik herstellte? Das geht doch nicht! Oder kannst Du es auf anderm Wege erklären?

Diese schlagende Stelle mit Str. 1849 (A) ist übrigens nicht das einzige Indiz. Daß z. B. «ich was ein wênic kindel» ursprünglich dem Gîselher gehörte, wie in der Saga c. 390, nicht dem Danewart wie in Str. 1861, finde ich einfach evident. Und Dietrich als Hinrichter der Kriemhild! (cf. Heldenbuch)⁴ Paul hat sich da fanatisch gegen die innern und äußern Kennzeichen versteift, und auf dich scheint Paul einen hinreißenden Eindruck gemacht zu haben. Ich werde trachten, dich fernerhin von ihm loszueisen. Die Fragestellung ist ja nicht «entweder nd. Sage oder unser NL?», und mit dieser Frage beißt sich Paul fortwährend herum. (Auch in Sigfrids Beilager mit Brünhild kann die Form der Þiðr. nicht aus der NN abgeleitet werden.)

Mit Sigfrids Dienstbarkeit hoffe ich dich mündlich einmal herumzubringen. Der Punct gehört meiner Ansicht nach zu den leichtern. Hast du auf Schiller reden müssen? Dieses Festfieber bot gute Documente menschlicher Selbstbeausachung und Selbstverkrampfung und hat meinen Abscheu vor dem hero-worship ein gut Stück vermehrt. Und dabei bin ich gar kein Schillerverächter und käme mit einem vernünftigen Schillerfreunde ungefähr ebenso leidlich aus wie mit einem maßvollen Antisemiten.

Hör mal, faß doch den Gedanken vorläufig ins Auge, in den Herbstferien nach Hamburg zu kommen und mich am Philologentage zu trösten.

Euch beiden beste Grüße! Von Herzen

And.

- ¹ Eine entsprechende Rezension von Ranisch scheint auch nicht erschienen zu sein.
- ² Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 154.
- ³ *Österreichs Literaturblatt* 13 (1904), 399; zu Neckels Rezension s. Brief Nr. 50, Anm. 1.
- ⁴ Gemeint ist der sog. ‹Anhang› (bzw. die ‹Vorrede›) zum Heldenbuch in: Adalbert von Keller, Hrsg., *Das deutsche Heldenbuch*, Stuttgart 1867.

61.

Berlin 25. Juni 1905

Lieber Ranisch, das rauchende Kriegsschiff hat dir gezeigt, wohin ich in der Pfingstwoche meine Schritte gelenkt hatte. Ich war zuerst ein paar Tage bei Hübner in Rostock. Die menschlichen, geselligen Eindrücke überwogen dort – wie auf der ganzen kleinen Reise – die von Natur und Kunst. Mit den alten Kirchen und Häusern von Rostock ist es nicht sehr weit her, und auch die Landschaft bringt es nicht über eine bescheidene Hübsche hinaus. Erfrischt hat mich ein Seebad in Warnemünde bei 10 1/2° R. Golther und der Nordist Lehmann wurden besucht. Rostock ist ein behaglicher Winkel für ruhige Familienväter, ein Exil für Ehrgeizige. Und unsere Collegen schweben nun zwischen Zufriedenheit und unterdrücktem Seufzen, je nach dem Wechsel der Lebens- und Amtsstimmung. Hübner entfällt mehr auf die erste Seite.

Wundervoll ist die Kirche von Doberan und noch dabei der hohe Buchenwald von Heiligendamm fast dicht am Meeresstrande. Von den Städten wirkt Wismar wohl am einheitlichsten, die kleine ruhige Stadt hat die alten Backsteinbauten mit den Baumplätzen dazwischen am wenigsten mit halbmodernem Zeug verstört. Lübeck ist im Begriff, Großstadt zu werden, hat sich aber viel vortreffliches Alte bewahrt. Herrlich ist an dieser ganzen Waterkant das Baumgrün, Buchen von einer Höhe und Laubfülle wie auf Seeland.

Auch an Kiel ist dies bei weitem das Schönste: der nördliche Stadtteil, der gradezu in einen hochstämmigen Wald hineingebaut ist. Mein erster Eindruck war: hier wärs gut leben und arbeiten. Die stets frische Luft von der See ... Hecht's haben eine feine kleine Etage in einem weißen Hause mitten in großen Bäumen, ein ansteigender Gartenrasen davor. Man ist wie im Walde – obwohl die Elektrische gleich unten durch geht.

Ich besuchte Gering und stehe seither vor dem Rätsel, wie dieser Mann gegen den verehrungswürdigen Heinzel solche Reden führen konnte! Gering fällt unter den Typus des rundlichen, epikuräischen Kommerzienrats; goldberänderte Brille, Neigung zu Glatze, – eine gewisse Aehnlichkeit im Gesicht mit – Pniower (sonderbar, aber wahr). Er hört mehr zu, als er spricht; er ist verbindlich, durchaus einfach und harmlos im Wesen. Wir hüteten uns wohl Eddaausgaben, Metrica, und dgl. Rührmichnichtan zu streifen. – Kauffmann begrüßte mich ungemein lebhaft, ja herzlich, nötigte mich dringend zu einem Mittagessen – ich war froh, daß seine Frau fast immer zugegen war, da konnte man bei unverfänglichem small talk bleiben; denn beim Fachgespräch mußten wir beide ordentlich tasten nach Stellen, wo wir consonierten. Auf

Baldr und ähnliches kam Kauffmann nicht zu sprechen. Endlich war ich noch bei Holthausen, der recht gealtert und verstäubt aussah und nur bei grammatischen Einzelfragen warm wurde.

Gering spendierte schließlich Kauffmann, Hecht und mir ein feines Souper, und da beobachtete ich, wie Kffm in seiner Ueberlegenheit des Temperaments, des Wissens, der ganzen Persönlichkeit mit Papa Gering den Curs hält: im Innersten übersieht er ihn und verachtet ihn, das ist gar nicht anders möglich, gibt er doch über alle Welt die schroffsten Urteile ab. Aber es scheint, neben all den feindlich gesinnten Collegen in Kiel will er sich den Gering als Gefolgsmann warm halten, und dies führt er entschlossen durch. Als Gering über Ibsen sprach ganz mit den Maßstäben des ersten besten Skatphilisters (‹vom Puppenheim ab mag ich Ibsen nicht mehr leiden – da ist er zu geheimnißkrämerisch› und der Art), da lachte ihm Kauffmann in seiner schwäbischen Bonhommie ins Gesicht: ‹Sie haben ganz recht, Sie haben ganz Recht, Colleague› – wohlbemerkt, só, daß kein Zweifel blieb, daß ér, Kffm, anders darüber dachte; aber dieser gutmütige, dem grundsätzlichen Streit einfach ausweichende Ton scheint sich als der probate in der Behandlung des alten Herrn erwiesen zu haben.

Es tat mir leid, daß Hecht im Schatten dieser 3 Männer die Schritte vom Schüler zum Lehrer tun muß. Zwei davon ohne die Spur von Feuerseele und ohne anregende Kraft; und der Dritte ein eigensinniger Machthaber, der die menschliche Durchbildung und Schmachhaftigkeit der seelischen Cultur so sehr entbehrt. Und Hecht ist für seine 29 Jahre recht jugendlich und anlehnungsbedürftig: er hat Ideale, aber zu dem Alltagseifer der strengen Arbeit müßte er mit fester Hand angehalten werden von einem Aeltern, der ihm auch in der Persönlichkeit die Wissenschaft nicht abstoßend verkörperte.

Eben höre ich nun von Hecht, daß bei der 2ten Beratung über seine Habilitation Kauffmann die Fakultät in Erstaunen setzte, indem er energisch gegen Hechts Arbeit sprach! So hatte ers schon vor 2 Jahren getan, und daraufhin hatte Hecht eine neue Arbeit von 300 Folioseiten geschrieben; diese wurde von dem Sachverständigen, Holthausen, warm befürwortet. Formal scheint die Habilitation doch zu Stande kommen zu können; aber nach dieser neuen Erfahrung möchte Hecht je eher je lieber den Kieler Boden verlassen.

Was du über dein leibliches Wohl und Unwohl schriebst, kann einen recht verdrießen. Aber wir werden uns da schon zu Geduld bequemen müssen – ich sage ‹wir›, denn ich verspüre schon, wie mir dein ermutigender Zuruf bei der Arbeit fehlt oder auch das bloße Bewußtsein, daß man sich auf ähnlichen Wegen vorwärts bemüht.

Auch ich tue mehr für meine Gesundheit als sonst: ich treibe die vortrefflichen Müllerübungen, auch geige ich täglich, und das kann ebenfalls als Leibesübung gelten. Ich finde aber nicht, daß ich bei dem gesteigerten Gesundheitsgefühl besser arbeite, eher umgekehrt. Meine Theorie scheint Recht zu behalten: die wissenschaftliche Arbeit wird geboren aus leiblichem Unbehagen.

Ich habe allerlei zu Sage und Mythos gelesen. Die Romanisten bringen von ihren chansons de geste ganz andre Maßstäbe mit, als wir sie bei germ. Sagen

gewöhnt sind: ihnen schweben immer lange Romane vor mit ungezählten Zwischenfällen. Malende Umstände, die wir unter den <Stil> verweisen würden, behandeln sie drauflos als Vergleichsmomente. Zenker leitet die Amlethussage (am reinsten vertreten in der Ambalessaga des 17. Jhs!) auf einen umfänglichen byzantin. Roman zurück, der seinerseits auf ein Bellerophondrama des Euripides, das Brutusdrama des Accius und evt. ein Heraklesdrama des Sophokles gegründet war. Ein anderer, Settegast, entdeckt zwischen der Papirhandschrift a der Hervararsaga und der chanson de Roland höchst bemerkenswerte Uebereinstimmungen; im besondern der Charakter der Hervör II (in der Hunn.) stimme zu dem Charakter Rolands.

Ernster muß man nehmen Schück in seinen 2 Bändchen Studier i nordisk Litteratur och Religionshistoria. Da funkelt es nur so von Combinationen! Ich komme mir als rechter Dummkopf vor, da ich seit Jahrzehnten in diesen Quellen lebe und von all den Zusammenhängen auch nichts geahnt habe! Olrik wirkt ganz nüchtern neben diesem berauschten Dahinstürmen. – Eine kleine Probe. Dioskuren in germ. Mythos sind Óðinn und Ullr (Saxo CIII) – auch im Merseb. Spruch einst Wolth ende Wôtan / zi walda ... [daneben eine christliche Variante Pôl ende Hêliand / zi holze ...; das überlieferte eine Mischung]; ferner Niqrðr: Skaði (einst ein Mann), Niqrðr: Hœnir (Austausch in Yngl. s.). Hœnir also = Skaði = Ullr: daher ein Skiläufer und Pfeilschütze wie diese; daher <enn skióti áss>, <enn langi fótr> (NB), <qrkonungr> (rex sagittarum): Skálda p.84. Dies letzte finde ich riesig elegant. – Der ältere Name von Rindr war Billings mæir = <Zwillings Geliebte> = Frau der Dioskuren Óðin + Ullr. Ullr hat den Bruder, Odin, getötet und dessen Wittve geheiratet, um gemäß der Leviratsehe einen Odin Nr. 2 zu zeugen (cf. AT.): dieser Sohn hieß <sifiar son> = <Schwagerschafts Sohn>, später fälschlich als Sifiar son gedeutet und auf Ullr selbst bezogen. Der Sohn, Víðar, hat urspr. den Ull getötet. [Merkwürdig, nicht wahr, daß der arme levir seinen eigenen Töter zeugen muß? Sonderbare Verbindung von Brudermord, Leviratsehe und Vatterrache!!] – Und so nun auch in der Sage von Sigmund und Signý: diese beiden waren Gatten (nicht Geschwister); Sigmund fällt durch seinen *Bruder* Siggeir – nun naht sich die Wittve dem Schwager Siggeir und empfängt von ihm den Sigmund Nr. 2, den Rächer Sinfíotli. Die überlieferte Form sei unlogisch; auch sei der nichtstabende Vqlsungr sichtlich ein Fremdkörper.

Hast du genug? Schreib mir doch, wie es dich anmutet! Fast alle Einzelheiten sind für mich unbrauchbar (ich meine nicht bloß diese paar Proben). Aber mit dem starken Eindruck gehe ich von dem Buch weg: die germ. Mythenlehre ist in einer Gährung von Grund aus. Wir müssen ganz neu lernen. Im Augenblick wär ich einfach nicht im Stande, ein Colleg über germ. Mythologie zu halten.

Hoffen wir, daß du das Kratzen aus dem Halse wegschaffst! Du hast jetzt bald Ferien. Wie liegen die Pläne? Grüß mir Olga des besten.

Dein alter

And.

62.

Berlin 28. Aug. 1905

Lieber Alter, da sitzt man wieder in seinen vier Wänden und dankt seinem Schicksal! So eine Bergreise¹ ist, ehrlich gesagt, eine Tierquälerei und nur unter dem Gesichtspunkt des gesunden Schindens zu rechtfertigen. Du denkst deiner ersten Alpenfahrt und stimmst mir bewegten Herzens zu. Liegts am Alter oder an der Disposition, die heuer so war und ein andermal anders sein kann? Ich weiß es nicht; jedenfalls bin ich diesmal am Fuß all der Großen hingestiegen und habe nicht den ernstlichen Trieb gespürt hinaufzuklettern. Anfangs sagt ich mir: du läufst dich erst brav ein! Dann fingen die Füße an, leicht anzuschwellen und, ohne Verwundung, empfindlich zu werden. Und wenns einmal so weit ist, daß man jeden Schritt mit einem ganz kleinen Fuß-unbehagen tut, dann mag man wohl noch Wanderungen unternehmen, aber keine namhaften Touren mehr. Item, diese Reise ist zu den gemischten zu rechnen, saure Wochen – frohe Feste. Ich bereue sie nicht, aber – als ich heut erwachte und fand, daß ich in meinem Bett im ‹Gartenhaus› lag, da hatt ich eine sehr liebliche Empfindung!

Vom Inntale macht ich auf der Rückfahrt den kurzen Abstecher an den Achensee, um Brandl zu treffen. Wir ruderten bei grau verhängtem Himmel, plauderten, schmausten, und beim Mittagessen bot mir Brandl das du an. Nun finden meine Empfindungen für Brandl in dem Sie vollauf Raum, aber – auf einen Duzantrag darf man, glaub ich, keinen Korb geben, ohne sogar unter das Sie hinunter zu rutschen. Daher dann nun also ‹Du, Andreas, ...› ‹Du, Alois›.

In München traf ich von den Bekannten nur Paul an. Er war ungemein angelegentlich: sogleich den ersten Abend verbrachte er mit mir auf Spaziergang und in der Weinstube, von 6 – 11 Uhr, nahm dann Abschied mit den Worten: ‹darf ich Sie morgen zum Mittagessen bei mir erwarten?› und nachdem dieses Essen vorüber war und ich mich in eine Gallerie entfernte, kam wahrhaftig noch ein: ‹sehen wir uns heut Abend beim Biere?› Warum nicht? Paul ist viel franker, behaglicher, lebenssicherer geworden als in seiner Freiburger Zeit. Die Unterhaltung zu fristen, war nicht ganz leicht: was über den small talk und den höhern Personalklatsch hinausging, war es eigentlich nur das Lexikographische und Syntaktische, wo er ausgiebig wurde: Mythologie, Litteraturgeschichte verläßt er alsbald nach scheuer Berührung. Auch über die politischen Zustände in Bayern machte er ein paar mal zusammenhängende Mitteilungen. Er ist in reger litterarischer Arbeit begriffen und hat eine Nhd. Grammatik von 3 – 4 starken Bänden unter der Feder.

Morgen solls nun also an die Arbeit. Zuerst die paar neuen Zeitschriftenhefte durchgehn, dann Golthers Nord. Litteratur (bei Kürschner) lesen² (wie mir Golther zu Pfingsten sagte, sei es ein Excerpt aus Finn und Mogk); darauf Symons' Abschnitte über Alter und Heimat der Eddalieder, die er mir aus seiner (äußerst umfänglichen) Einleitung zugeschickt hat. Dann das weitere, was ich über diesen Gegenstand noch nachzulesen habe, und der Versuch, einen Ausschnitt zu dem kurzen Vortrage zu ballen. Natürlich lese ich die Edda-

lieder genau durch und achte darauf, ob sich aus sprachlich-stilistischen Einzelheiten etwas chronologisches gewinnen läßt. Groß ist die Hoffnung ja nicht. Auch Skalden müssen wieder ran, damit man dá eine gewisse Empfindung für die Zeitstufen bekommt. Die Ausarbeitung einer Gesamtdarstellung von ›Heimat und Alter‹ schwebt mir nicht mehr vor.

Boer bringt in der *ZsfdPhil.* eine Abhandlung über Entstehung der Nibelungensage.³ Sie wird, soviel ich bisher gesehen habe, deine Mistgabeln reichlich beladen, wenn du einmal zur Säuberung dieses alten Stalles schreitest. Es ist merkwürdig, wie Boer mehr und mehr den Blick für das Fernliegende, für die Verwirrung des Einfachen gewinnt! Jetzt wart ich einen Brief von dir ab. Du bist mir sowieso einen schuldig.

Grüß Olga

dein And.

¹ In einem (hier nicht abgedruckten) Brief vom 28. Juli 1905 hatte Heusler eine bevorstehende Reise nach Pinzgau und Dolomiten erwähnt.

² Golthers *Nordische Literaturgeschichte* erschien 1905 in der Sammlung Göschen. In Kürschners *Deutscher Nationalliteratur* kam 1899 von Golther eine *Geschichte der deutschen Literatur* heraus.

³ Untersuchungen über den Ursprung und die Entwicklung der Nibelungensage, zunächst in 3 Teilen in der *ZfdPh* 37–38 (1905–1906) erschienen, in Buchform 1906–1909 (s. Register).

63.

Berlin 26. Nov. 1905

Lieber Ranisch, daß ich nun schon länger als sechs Wochen geschwiegen habe, finde ich gar nicht in der Ordnung. Es erklärt sich aber mit den zwei Silben: Geige. Als ich nach der schlaflosen Nachtfahrt von Osnabrück mein Wohnzimmer betrat, sah ich einen fremden Geigenkasten dastehn. Er barg mein Schicksal, die Gagliana. Ich nahm sie sogleich unter die Finger und vergaß darüber fast den Kaffee. Dieser Fall wurde vorbildlich für die weitem 6 Wochen!

Joachim hatte die Geige an mich dirigiert und beriet mich auch fernerhin mit seiner einzigartigen Freundlichkeit. Die Gagliana siegte über die 6 Schwestern, die ich verglich. Eigentlich heißt der Schöpfer der Geige Gagliano, ein Napolitaner ca. 1730. Aber so ein kleines liebes Tierchen empfindet man als ›hún›.

Es übt einen fast dämonischen Reiz aus. Das reine Laster, wie der Suff. Nur daß das Geigen den Leib nicht schädigt: so 3–5 Stunden Ueben im Tag ist eine Gymnastik, ein Ersatz für JPMüller. Aber der Geist, d. h. die Wissenschaft! Die Vorlesungen halten mich ja in ihrem Zwange: ich redigiere sie alle dreie neu, die Altn. Poesie und die isl. Verfassung und die Phonetik. Das gibt ordentlich zu tun, aber es belebt auch die Lust an den Vorlesungen; besonders an der Edda merk ichs, die war mir vor 2 Jahren über geworden, jetzt trage ich sie mit Hingabe vor. Neben den Collegia hab ich aber all die Zeit so gut wie

nichts geschafft. Und das ist schade – für mich selbst, nicht für die Welt. Denn ich wäre im Zug gewesen, aus dem Hamburgischen Vortrag ein kleines paper zu formen, das für ein par Lieder die Fragen vielleicht gefördert hätte. Und die neue Vertiefung in Ari brachte mich auch da bis an die Schwelle eines Aufsatzes. Auch daß ich dir nicht schrieb, hängt damit zusammen: d. h. ich hatte so etwas wie böses Gewissen, oder besser: ein Gefühl der Leere, der Proviantlosigkeit. Hättest du gewußt, so hättest du mir vielleicht einen förderlichen Puff brieflich erteilt. Das kannst du aber immer noch tun – mit der dir eigenen ärztlichen Vorsicht mußst du mich an meinen besseren Seiten fassen (eheu! nicht an den 4 Saiten der Gagliana!).

Der Besuch bei euch war diesmal ein klein bischen zu kurz. Ich bin sonst sehr für das Aufhören wenns am schönsten ist. Aber diesmal hätte noch eine Steigerung kommen können. Gefreut hat mich, euch beide gesund zu sehen. Das Nichttrinken und -rauchen hat bei dir vortrefflich angeschlagen: Du hattest leiblich und geistig eine gewisse Schlankheit, die dir gut stand.

Olga interessiert sich vielleicht dafür, daß die Gagliana ganz ausnahmsweise entzückend aussieht (es ist ja doch nur ein Meister dritten Ranges, die Großen sind nicht mehr erschwinglich) – ich werfe während des Spielens verliebte Blicke auf den honigfarbenen Rücken mit dem weich leuchtenden Lack.

Der Ton ist nicht vorzugsweise süß zu nennen, und hätte ich unbegrenzt wählen können, so hätte ich wohl eher einen dunkleren, ernsteren, nach der Melancholei hinüberliegenden Ton gewählt: diese Geige klingt hell, frisch, krystallen; in den Augenblicken, wo ich erträglich streich, köstlich schmalzig (es gibt kaum einen andern Ausdruck); in summa ein bischen Heldentenor. Aber der Abstand von meiner gewohnten Tirolerin, der hustenden, keuchenden, ist so groß, daß ich leicht über gewisse allerintimste Wünsche hinwegsehe. – Hauptfrage noch: *Wie gehts mit Polen?* Ich denke täglich an die Bohdanower und den Warschauer. Antwort darauf und den obbemeldten Puff erbittet

And.

64.

Berlin 20. Mai 1906

Lieber Freund, mein Gruß aus Lugano war kurz, aber Lugano verdiente es auch nicht besser. Diesmal habt ihr Cisalpine den Preis davon getragen, und euer Osnabrück lebt mir in sonnigem Bilde nach – obwohl ich ja, wie du weißt, an euerm Hügelwesen gern einiges zurecht rückte, damit mehr Ordnung und Bau in die Landschaft käme. Die weitere Reise verlief ungefähr nach Erwartung, ohne daß sich etwas sogulegt¹ eingemischt hätte.

Was treibst du? wie macht sich das neue Semester? Mir hat es wieder Ueberaschungen gebracht: das Anfängerkolleg über «germanisches Altertum» zeigt statt der 70 Leute vom letzten Mal nur einige 20; wogegen die Altnord. Prosa einen mir nicht erklärlichen Zulauf hat (steckt auch da der Kunstwart² dahinter?): der Hörsaal von 40 Plätzen bietet nicht Allen Sitzraum. In den Edda-

übungen ist es das übliche Dutzend, darunter die alte Garde Ranke – Fischer – Wagner. Mit diesen 3 und einem vierten lese ich alle 14 Tage bei mir Niála. Alle Woche kommt der amerikanische Professor Almstedt auf 2 Stunden zu mir und läßt sich Eddalieder einpauken. Weißt du, das ist der, der über die Konunga ss. arbeiten soll. Obs was wird?

Gestern hatt ich eine Ueberraschung, die mir durch Gallenerguß eine halbe Stunde verdarb. Höre und staune! Ich finde einen Sonderabzug von RMMeyer vor, «Kriterien der Aneignung»³ betitelt (verständlicher wäre etwa «Urverwandtschaft und Entlehnung»): ich wundre mich über den immer wachsenden Grad seiner geistigen Diarrhöe, denn vor 14 Tagen war eine stattliche «Deutsche Stilistik» auf meinen Tisch geflogen; ich wundre mich noch mehr über das zur völligen Geschmacklosigkeit entartete Prunken mit Zitaten (diesmal besonders Ethnographisches, Religionsgeschichtliches, Memoiren) – da schlage ich um und lese und traue meinen Augen nicht und lese auf einem Vorsatzblatt: «Mit Freundesgruss an Andreas Heussler». «He who can, does [R. M.]. He who cannot teaches [AH?]

 Bernard Shaw p. p.

Wohlbemerkt: *gedruckt*, schwarz auf weiß gedruckt! Mit Freundesgruss ...! Daß ihn der Henker – só wenig hab ich ihm das Recht dazu gegeben, daß ich sogar pedantisch alle seine «Lieber Freund»-Postkarten mit «Lieber (Herr) Kollege» erwiderte, jahraus jahrein. Doch ich brauch dir meinen Ekel nicht weiter zu motivieren. Ich fühle mich so, wie wenn ich, im Gesellschaftsanzug, in eine Gosse gefallen wäre. Und nun muß man sich bei der Gosse noch bedanken! Ich tat es so, daß ich die Grenze der Höflichkeit hart streifte (ich schrieb, mit Anspielung auf die ersten Sätze der Abhandlung: diese Ehrung schiene mir mehr auf θεός als auf φύσις zu beruhen, d. h. auf einer Satzung einer seiner gebelustigen Stunden, nicht auf meinem angestammten Rechte). Aber das wird der Patron nicht verstehn, er dem das Distanzgefühl fehlt, das wichtigste Organ eines gesitteten Menschen!

Zu Erfreulicherem! Ich habe Sophus Müllers Europäische Urgeschichte mit so großem Genuß gelesen, wie schon lange kein Buch. Es stiftet auf so bequeme Weise Ordnung in den unklaren Fächern von uns archäologischen Laien. Den nordischen Chauvinismus hat So. Mü. in erstaunlichem Grade überwunden. Ich frage mich ernstlich, ob nicht auch wir Literarhistoriker schärfer los gehen müssen mit dem Prinzip, daß die nordische Kultur ein peripherisches Gebilde ist, gespeist von den Quellen des Zentrums, der Mediterranee. Woher stammt der germ. Vers? woher die fabula heroica? und woher die Götter?

Für freundliche Beantwortung dieser Fragen wäre dankbar der dich und Olga herzlich grüßende

And.

¹ Aisl. «Erzählenswertes».

² Die 1887 gegründete Kulturzeitschrift *Der Kunstwart*, in der Heusler im Jg. 19 (1906) eine Probe isländischer Sagaprosa in Übersetzung veröffentlichte (Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 159, vgl. auch Nr. 168).

³ RICHARD M. MEYER, Kriterien der Aneignung, in: *Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur* 17 (1906), 349 – 389.

65.

Berlin 12. Sept. 1906

Lieber Freund, dein Doppelbrief war eine reiche Vergütung meiner gedruckten Sachen. Ich hatte ohnedies vor, dir zu schreiben, und will es denn nun ungesäumt tun.

Die Grüße <von uns allen> beweisen wohl, daß Frau Olga mit der jungen Brut zurück ist. Hoffentlich wohlbehalten und erfrischt. Da das Bombenwerfen in Polen in neuen Flor kommt, wirst du beruhigt sein. Hoffentlich haben sich Helga und Edward auf der Reise geziemender benommen als 2 Kinder, die neulich auf meiner Rückfahrt in Jena einstiegen: da raunte mehrmals die Mutter dem Dienstmädchen zu <es ist wieder ein Unglück geschehn> und daran zweifeln konnte man wirklich nicht, ich bedauerte, daß mein Zigarrenbestand nicht mehr reichte, um den Abteil kräftig auszuräuchern.

Die längern Herbstferien möcht ich dir herzlich gönnen. Der Neubau wäre dann doch zu etwas nütze, trotz deiner harten Kritik. Dann ließe sich auch dein Besuch bei mir umso leichter ausführen. Bist du dem Gedanken näher getreten?

Ich war mit Schwester und Neffen im dolomitischen Tirol und hatte 4 wirklich genußreiche Wochen. Das Herumliegen in den Lärchenschatten war wohlilig – bei dem fast immer sonnigen Wetter, bei der köstlichen, nie stockigen Luft. Auch mit Ausflügen auf gebahnten Wegen waren wir nicht ganz faul. Weniger Genuß als Kasteiung und Belehrung waren die 2 Klettertouren, die ich mit meinem Neffen ausführte, jeder mit seinem Führer. Ich wollte mal sehn, wie sich diese Dolomiten zu den Schweizern verhalten, und schon bei dem leichtesten aller Sextener Kletterberge, dem Einserkofel, fand ich, daß er neben dem Matterhorn sehr ehrenhaft bestände – falls meine Erinnerung mich nicht täuscht nach den 16 Jahren! Der zweitleichteste Berg, die Große Zinne, kam mir entschieden schwerer vor als das Matterhorn, vor allen Dingen beträchtlich steiler. Man mußte völlig schwindelfrei sein, um diese Felsenungetüme mit überwiegendem Genusse zu besteigen. Das bin ich nicht – und deshalb betrachtete ich mit der Gr. Zinne meine Wißbegier als befriedigt und meinen gradus ad Parnassum als abgeschlossen und überließ den berühmten Zwölferkofel neidlos meinem Neffen. Angenehm an diesen Bergen ist ihre geringe Höhe: die Kraxelei selbst beträgt beim Einser kaum 300 Meter, bei der Zinne 500. Für die Zinne brachen wir erst 5 1/2 Uhr auf und waren um 1 Uhr zum Essen im Gasthaus zurück. Das ist etwas anderes als die 10 Stunden Anstieg beim Dom und dgl.! Aber wenn ich wieder in die Alpen komme, enthalte ich mich solcher Jugendsünden und mache nur die Berge, die man vorwiegend mit den Beinen ersteigt.

In die Arbeit bin ich in den letzten 9 Tagen noch nicht nach Wunsch herein gekommen. D. h. die Gedanken sind noch fahrig, sie wollen nicht anbeißen. Es liegt auch an dem Gegenstande: ich muß die germ. Religion in Angriff nehmen, und da lese ich so da und dort herum, z. B. die voluminöse Griech. Mythologie von Gruppe (1906). Je älter man wird, umso mehr möchte man sich auf die 2 Arten des Arbeitens einschränken: Zusammenhängende Quel-

lenlektüre und Verfolgung einer bestimmten Fragestellung durch Bücher jeder Art, Quellen wie Litteratur. Dagegen das Wälzen von Lehrbüchern in der Absicht, Ueberblicke zu gewinnen, fruchtbare Gesichtspunkte für das eigene Feld zu erhaschen, – das ist etwas für Epheben und kann uns bestandene Semester nicht vergnügen.

Diese germ. Religion mit ihrer Quellenlosigkeit! Da soll man so tun, als ob man etwas über sie wüßte, soll womöglich in die Tiefe gehn und besitzt nicht einmal die Oberfläche! Beim Lesen von Gruppe kann man so recht neidisch werden auf die Gräcisten: wie schwimmen die im Stoffe! wo sie detaillierte Gebäude aufrichten, können wir nicht einmal die *Fragen* stellen! Es kommt mir manchmal fast verrückt vor, daß über germ. Religion ganze Regale geschrieben wurden. So ungefähr, wie wenn man über schwedische Literatur des MA 30 umfängliche Lehrbücher besäße! Riesenpfannkuchen, aber statt der Eier und des Mehls buk man sie mit Luft!

Nebenbei: falls Gruppe die griech. Heldensage annähernd zutreffend beurteilt, dann sind griechische und germanische Heldensage von Grund aus verschiedene Gewächse. Es gibt zu denken. Wir wollen einmal mündlich davon handeln. Bei dieser Flauheit meines wissenschaftlichen Denkens wirkten deine heutigen Briefe besonders wohlthätig, so wie eine Handvoll Salz in eine wässrige Suppe. Ich knüpfe an deine Bemerkungen der Reihe nach an.

Die <heroische Elegie> insgesamt eine Begleiterscheinung der saga: sehr erwägenswert. Man wird an die Stücke des cod. R. einzeln die Frage stellen müssen, ob sie als Sagaeinlagen vorstellbar sind; als Maßstab hierfür muß man Herv.s., Qrv.s., Hålfss., Gautr.s., (und die par übrigen) benützen: diese Sögur geben uns ein ziemlich ausreichendes Material, sie zeigen uns die Art und Weise der Stropheneinfügung wohl erschöpfend. Danach scheint mir zweifelhaft, ob als Sagaeinlage möglich war: der Oddr. gr. (wäre er einer prosaischen Darstellung der Burgundensage *gefolgt*? Doch wohl ja! [nicht stückeweise eingeschoben.] Und wäre die Burgundensage samt der vorangehenden Brynhildsage in dieser modern-romantischen Form, mit der Rolle der Oddrun, erzählt worden? schwer denkbar); die Ghvøt (die saga hätte nach dem Aufbruch von Hamði-Sorli diesen Rückblick eingeschaltet und nach seinem Verklingen fortgefahren: nú er at segia frá þeim brœðrum; þeir fóru ...?: kein Gegenstück in den überlieferten Fass.). Dagegen Guðr. I u III wären als Sagapiecen wohl vorstellbar – nur daß die direkt erzählenden Verse Bedenken erregen. Guðr. II wäre etwa nach Analogie des Vík.b. zu verstehn. Darin weiche ich von dir ab, daß ich Reg., Fáf. (exc. spá)¹ und (die meisten) Teile [übergeschrieben: «Hälfte ca.»] von HHj., HHu. II als entschiedene Ereignislieder ansehe, die auf erschöpfende poetische Behandlung ihrer Fabel ausgehn und sich nicht an eine Sage lehnen – nicht einmal in dem Grade wie etwa Her. oder Innst.

Sage von Harald Hilditönn: warum macht dieses Schicksal des Odinshelden <noch keinen heroischen Stoff aus>? Weil keine eigentliche Fehde da ist? (Denn Hring ist gleichsam nur Werkzeug in der Hand des Odin). Ich gebe zu, das ist ungewöhnlich im Kreise der germ. Sagen. Aber – in die Richtung des Heldenromans, der Fas. weist es nicht. – Die <Armut> der Hilditönn saga ist

grade *unfas.-mäßig*. *Eine* Szene, geladen von dramatischer Spannung, gipfelnd in einem Wortwechsel der beiden Hauptfiguren; das übrige nur Einführung und Ausklingen: ist dies nicht eben die Art des Liedinhaltes, opp. dem Romane? Die abenteuernde Vielheit, Buntheit, der Mangel an éiner beherrschenden Fabel (Formel): Días kennzeichnet doch Hrólfr Gautreksson und Ragnar Loðbrók. Es sind Biographien. Harald Hilditönn, so wie ich mir seine alte Sage denke (cf. Mäxe Koch!), ist nicht biographisch; denn das Erobern der vielen Länder wurde nicht Stück für Stück erzählt, sondern in ein paar summarische Formeln hingestellt. Es diene nur als Symptom des Odinsschutzes und als Unterlage für die große Schlacht. Ich mag betrachten, wie ich will: diese Sage tritt für mich aus dem Stile der prosaischen Vikinggeschichten heraus.

Vsp. abzutrennen von Vaf. und Grímn.: ich sehe *dort* ein poetisches Gestalten, *hier* ein lehrhaftes Stoff sammeln. Konkreter gefaßt: dort ein durchgehender erzählender Faden, hier getrennte Einzelheiten; dort Sparsamkeit mit Namen, hier der Hauptakzent auf den Namen.

Rþ.: Skiöld.s. daß der Verf. der Skiöld.s. im wesentlichen kombinierte, glaub ich gern, und ich möchte mich nicht dafür einsetzen, daß die etymologische Spielerei mit <ríg> von ihm selbst herrührt. Nur kann ich nicht glauben, daß seine einfache und logische Fassung erst aus der komplizierten und unlogischen der Rþ abgeleitet wurde. – Bei den 2 Dan mag Arngrím auf Saxo angespielt haben. Aber auch die isl. Ueberlieferung (Rþ) kannte vor dem Dan mikilláti, dem Sohne oder Enkel (Snorri) des Ríg, einen ältern Dan, wohl den Großvater von Rígs Frau. Insofern ist das Misverständnis bei Olrik nicht so groß. Es ist schade, daß weder Yngl. noch Arngrím diesen Stammbaum vollständig überblicken lassen: sonst könnte man auch von dieser Seite die Rþ kontrollieren.

Arngrím hat: Danpr – Dana

Ríg – Dan

Snorri – : Ríg – Danpr – Dan mik.

Ob die ältere Skiöld.s den Danpr als Schmäher oder als Sohn des Ríg hatte, bleibt ungewiß. In beiden Fällen aber ist möglich, daß sie sich mit éinem Danpr und éinem Dan begnügte.

Also (um die Snorrische Fassung zu nehmen):

Ríg heiratet Dana; deren Sohn Danpr, dessen Sohn Dan mikilláti. Das heißt: der eponymos Dan (mik.) war altüberliefert an einer gewissen Stelle der dän. Königsliste. Erste Neuerung der gelehrten Isländer: man gesellt ihm den aus der got. Sage stammenden Danpr als Vater zu. Zweite Neuerung: den Rígr, fyrstr Konungr, flickt man als Vater Danps an. Und zwar faßt man Rígr als *lokalen (jütischen)* Konungr; erst sein Nachkomme Dan wird (seeländischer, gemeindänischer) Großkönig. Damit vermeidet man es, die Reihe der Hleiðrakönige durch den Neuling Ríg zu unterbrechen; Ríg bleibt abseits in seinem Jütland; dem Dan mik. bleibt seine epochebildende Stellung gewahrt: er ist zwar nicht mehr erster Stammvater, aber doch erster Hleiðraherrscher (dän. Gesamtherrscher) mit dem Titel konungr. Doch dies schweift ab! Was ich sagen wollte: es ist möglich, daß sich die ältere Skiöld.s. mit 1 Danpr u 1 Dan

begnügte. Dagegen die Rþ kennt schon ein älteres Par Danr und Danpr (wahrscheinlich = Großvater und Vater der Dana); zum mindesten ein weiterer Danr muß dann noch gefolgt sein, ein Nachkomme Rígs, eben der Danr mikil-láti, der den Anschluß an die Skjöldungenkönige herstellt. Also die Rþ hatte *sicher* zwei Dan (*vielleicht* auch zwei Danp): dies *kann* wiederum eine sekundäre Vervielfachung sein cp. mit Skiöld.s. Kontrollieren läßt es sich, wie gesagt, leider nicht.

Daß du dem Skjöldungenaufsatz² so viel Zustimmung und Beifall schenkst, ist mir erfreulich; der 2. und 4. Abschnitt kamen mir nach der langen Trennung recht unbefriedigend vor.

Du sagst: Grott. 22 bezeugt nicht, ob Halfdan oder Fróði der Mörder ist, bezeugt aber unzweifelhaft Hrólfs Rächerrolle im Bruderzwist. Das versteh ich nicht; hier scheint mir das Entweder – oder zu gelten. Entweder konjiziert man vígs Hálfðanar (evtl. mit Neckel Hálfðanar vígs, ebenfalls metrisch abnorm!): dann bezeugt die Strophe *beides*. Oder man mistraut dieser Konjektur: dann bezeugt die Strophe *nichts* – denn das bloße <hefna Fróða> läßt fraglich, ob Rache *an* oder *für* Fróði genommen wird und wofür die Rache genommen wird. Nebenbei: Neckels Ansicht,³ daß der Grott. den Friðfróði dem Brudermörder gleichsetzt, hat mich nicht überzeugt. Die Raskische Lesung niðr Hálfðanar scheint mir stilistisch mehr und mehr ansprechend: nach der bloßen Nennung der Mutter (Yrsu sonr) erwartet man gradezu einen Skjöldungischen Vorfahrennamen – oder ist das ein täuschendes Gefühl?

Eine 2malige Verbrennung Heorots ginge nicht gut, du hast Recht. Aber kann man Bw. 82b 83a von den anschließenden Versen (83b – 85b) kausal trennen? – Ferner: setzt die Bw.-ische Sagenkenntnis schon den Fall Hróðulfs voraus, reicht sie zeitlich so weit herab?

Der Gedanke: <urspr. äscherte Ingeld die Königsburg ein; nachdem Ingeld zum Skjöldung gemacht war, wurde die Rolle des Einäscherers frei und man gab sie dem Hiqrvarð> wäre ja luftig. Uebrigens: kennen die Biarkamál eine *Verbrennung* Hleiðras? Ich bin zu faul, um nachzuschlagen.

Es ist spät, und ich schließe diesen für dich schier anstrengenden Brief!

Gute Ausdauer für Wolfram! Grüß Olga herzlich. Auch Ziller – ich denke gern an sein schönes Spiel.

Dein

And.

¹ Die Prophezeiung der Vögel.

² S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 146.

³ G. NECKEL, Studien über Fróði, in: *ZfdA* 48 (1906), 163 – 186.

66.

Berlin 25. Nov. 1906

Mein lieber Ranisch, an das Idyll, wie wir zwei an dem einen Tische saßen, plaudernd, lesend, notierend, kritisierend, denk ich gern zurück. Du warst vortrefflich bei Stimmung – was sich bei dir ua. darin äußert, daß du über die

Herren Fachgenossen in unehrerbietiger Schärfe urteilst. Die Zeit rennt nur so dahin, ich kanns kaum glauben, daß schon 7 Wochen seit deiner Abreise vergangen sind. Du siehst daraus, daß ich mehr geschäftig als fleißig gewesen bin. Bei gut diszipliniertem Fleiß vergeht einem die Zeit langsam, weil man Tag für Tag das neu Erstiegene beobachten kann. Deine Mahnung und meinen Vorsatz, irische und andere Erzählprosa zusammenhängend vorzunehmen und für die isl. Saga zu nutzen, hab ich nicht befolgt, und ich zweifle, ob dies im Laufe des Winters anders werden wird. Die 2 dreistündigen Vorlesungen geben viel zu tun, obwohl nur Einzelnes geändert werden muß. Bisher hab ich hauptsächlich Litteratur der letzten 2 Jahre zu Grammatik und Heldensage nachgearbeitet, dabei auch in den Zeitschriftenbänden dieses und jenes aus andern Gebieten mitgenommen. Aus der Königlichen wandern die Bände des Archivs für Religionswissenschaft durch meine Hand: sehr lange hält man sich dabei nicht auf, der Ertrag ist allgemein genommen bescheiden und für germanische Religion dürftig. Ich konstatiere, daß Siecke viele Anhänger hat; in diesem allegorischen Geschmack, mit Bevorzugung der Gestirne, sind die meisten Aufsätze geschrieben. An meiner Skizze für Hinneberg¹ wurde unter der Hand noch viel geändert, besonders auch erweitert (der fortwährende Blick auf die Dicke der Andern untergrub meinen Vorsatz, mager zu bleiben), dabei haben auch die meisten deiner Monita Berücksichtigung gefunden: solche Einwände sind wie kleine Dornen, die einen immer stärker ritzen, je öfter man die betr. Stelle überliest.

Uebrigens ist der Besuch der Heldensage schlecht, etwa 16 Seelen, die Hälfte der früheren Male. Ich höre dein Wort: «Du wirst dich darüber nicht aufregen!» Well; aber ich mach mir doch so meine Gedanken, daß dieser schöne Gegenstand, der sich an jeden Germanisten, nicht nur den Nordisten wendet, mehr Hörer anlocken würde, wenn der Dozent in 16jähriger Tätigkeit seine Stellung besser ausgefüllt hätte.

Dennoch kann ich nicht leugnen, daß das leiblich Erfrischende am Dozieren mir diesen Winter besonders fühlbar wird. Dies bildet einen Gewichtstein in die Wagschale der beizubehaltenden Professur.

Hat dir Much geschrieben in Sachen der agerm. Enzyklopädie?² Er hat die Leitung übernommen und den Plan eingehend mit mir besprochen. Das Ganze war noch sehr gestaltlos. Ich sagte ihm, daß du fürs erste stark beschäftigt seist, daß er aber immerhin bei dir anfragen könne, wegen der mythologischen Artikel. Es hat ja gute Zeit, und wenn dein Göschchen einmal ab ist, ist dir vielleicht eine Arbeit, die in kleinen Zeitfetzen getan werden kann, gar nicht unwillkommen. Uebrigens dachte er auch an Olrik und Golther wegen der Mythologie, überhaupt hatte er seine Männer noch nicht fest aufs Korn genommen. Ich sagte ihm, wenn Olrik die Heldensage ablehnte, wäre ich nicht abgeneigt. Später hörte ich von RM. Meyer, daß dieser den Trübner zu dem Unternehmen aufgestachelt habe. Jetzt freut man sich doppelt, daß man die Leitung ablehnte: das fehlte grade noch, daß man der Sekretär Richards mosaischer Gedanken würde!

Mit der Zurücksendung von Ker und Vogt³ hätte es nicht so geeilt. Daß der Anfang deiner Frauenvorträge gut geriet, freut mich. Um deine Besorgnis

nachzufühlen, brauch ich nicht an mein erstes Kolleg zurückzudenken: jedes Semester erneut sich mein Lampenfieber, oder wichtiger: seit etwa 5 Jahren, seit ich nicht mehr geformte Sätze vorlese, sondern eine geschriebene Skizze im Augenblick selbst forme, tritt das Unbehagen vor jedem Semesteranfang stärker auf. Immerhin wars richtig, daß ich mit dem System des Vorlesens brach. Allerdings, Zeit braucht man mehr bei der neuen Art, ich meine: Zeit zum Vorbereiten. So wie ichs damals im Sommer bei Deinem längern Besuche machte, daß ich plaudernd in die Vorlesung fuhr und dann einfach das wohlgeschriebene Heft vor mich legte, – so ginge es heut nicht mehr. Etwa 2 Stunden Vorbereitung muß ich für ein Kolleg rechnen, und einige Sammlung auf der langen Tramfahrt.

Laß mich wissen, wie du den Stoff seither gegliedert hast.

Von Jiriczek hatt ich im Oktober auch einen Brief. Es überwogen darin die Klagen über Gesundheit, verfehlte Sommerfrische, Stumpfsinn des wissenschaftlichen Publikums und ein peu de tout. Wenn man nach seinen Briefen geht, sollte man meinen, seine Arbeitskraft sei ungewöhnlich mühselig. Und doch muß er, deinen Beobachtungen nach, ein robuster Arbeiter sein – d. h. nicht leiblich robust, aber harðvirkr ok mikilvirkr,⁴ wie du und ich ihn beneiden könnten.

Auf Olriks Brief (den du hier erlebstest) antwortete ich in gemütlichem, ein wenig meckerndem Ton. Darauf kam eine Antwort, worin der ganze Gemütsmensch Olrik steckt in seiner Wärme, seiner begeisterten Hingabe an seine Forschung, auch seiner herzlichen Freundschaft und innerlich vornehmen Gemütsbildung. Hätten wir doch mehr solcher Fachgenossen, ganz abgesehen von seiner intellektuellen Bedeutung! Und wie bescheiden er im Grunde ist! Ich hätte ihm gern zugerufen: aber siehst du denn nicht, daß mein Aufsatz nur ein wenig an dem von dir Gebauten zurechtzurücken sucht? stehts denn nicht deutlich genug da, daß wir die ganzen Gesichtspunkte p. p. dir verdanken?

Von Boers Nibelungen ist jetzt der 2. Band da. Ich habe erst die allgemeineren Rückblicke am Schluß gelesen: sie sind só, daß man sich wiederholt an den Kopf greift. Wenn einer die ganzen Anschauungen über Zeitalter und Art der german. Heroenüberlieferung umstürzen will (Boer läßt die burgund. Sagenelemente nicht im 5ten, sondern im 10. 11. Jahrh. entstanden sein), dann dürfte man von einem zweibändigen Werke doch wohl verlangen, daß mit dem bisher Geltenden scharf und gründlich abgerechnet und das Neue umsichtig fundiert werde, – wogegen Boer so tut, als hätten seine Einzelbetrachtungen diese allerdings befremdlichen Ergebnisse logisch zwingend herausgefordert und es sei eine cura posterior, sich nun auf dem gänzlich neuen Boden im allgemeinen umzuschauen; gewiß, der Gúðhere erscheint schon im Wídsíð und Waldere, nibelungische Sagenamen in alten deutschen Urkunden, aber – <diese geben über den Inhalt der Sage nicht die geringste Auskunft> !! – Der 2. Band scheint ganz ins Monologisieren hereingekommen zu sein: keine Fühlung mehr mit früherer Forschung, kein Abgrenzen der Boerschen Ansichten gegen die andern. Er läuft so vorwärts, equilibrierend auf dem halsbrecherischen Seil, in der Tat als ob jeder Anruf eines Mitmenschen ihn aus seiner Nachtwandelei wecken und zutal stürzen könnte. Nebenbei: <Lied und Epos>

scheint mir jetzt schier eine notwendige Tat, wenn ich sehe, wie Boer noch ganz mit dem verschwommenen Begriffe ‹Lied› operiert als Mädchen für alles, als Inbegriff aller Gattungen; z. B. 2, 188 ‹die Verbindung mehrerer Lieder zu größeren Complexen wird von nun an [12. Jh.] die Haupttätigkeit der Bearbeiter des Stoffes›; die eine der (parallelen) Vorlagen der Þíðr.s. (NB. für die ganze Sigfrid- + Nibelungenerzählung) ‹entstand aus der Verbindung dreier Lieder›, nämlich 1) Drachenkampf, Erlösung, ‹Uebergabe der Brynhild› (sic!), Sigfrids Tod, 2) Werbung um Brynhild etc. Sigfrids Tod, ‹der hier schon (!) eine Folge von Brynhilds Rache war›, 3) Grímhilds Rache. Biste sprachlos oder haste keene Worte? Wir wollen nun zusehn, was die Kritik mit dem eigentümlichen opus anfängt. Morsbach schickte mir einen Aufsatz über das Alter des Beow. zu (in den Gött. Nachrn).⁵ Nach sprachlich-metrischen Kriterien kommt er zu der Datierung: 700 – 730. Er betont es als völlig neuen Ausblick, daß nun der Bw. nicht älter zu sein brauche als die geistliche Epik, und daß daher diese den Anfang gemacht haben *könne* mit der breiten epischen Darstellung in englischer Sprache – *könne*, denn keines der *erhaltenen* Epen läßt sich, soviel ich verstanden habe, als älter wie der Bw. erweisen.

Du siehst, so schwindelnd neu ist dieser Ausblick für uns nicht! Nur wird durch Morsbachs Datierung der Einwand beseitigt: ‹für die Entstehungszeit des Bw. ist eine geistliche Epik in England noch gar nicht nachzuweisen›.

Solange man den Bw. um 660 setzte, bestand dieser Einwand. Dagegen c. 700 hat schon Cædmon gedichtet. (Ich pflegte mir den Bw. freilich immer ‹um 700› zu denken, ich weiß nicht, nach welcher Auctorität.)

In meinem Dankbrief äußerte ich ein par Zweifel oder Fragen im Bezug auf die Sagenquellen, die der Aufsatz zum Schluß kurz berührt hatte. Morsbachs Antwort zeigte allerdings, daß dieses Gebiet ihm ferner liegt. Er ist wohl ganz und gar Sprachmann?

Noch ein Wunder! Symons' Eddaeinleitung ist heraus. Tatsache! – Ich will nicht leugnen, daß ich manches daraus gelernt habe, und daß mir gewisse Abschnitte über den Stil besser und selbständiger vorkamen, als ich erwartet hatte. Aber im Ganzen ist es für mich kein anmutendes Werk: man sieht sich so wenig den Quellen selbst gegenüber, man hört immerzu die Stimmen der Fachgenossen, die mit ermüdender Höflichkeit und mit einem Aufwand von lobenden Prädikaten heraufbeschworen werden. Kurz, man ist an einem Philologentage, nicht bei den altnordischen Dichtern und Schreibern.

Ich ließ mir zwar auf den Buchrücken eine I drucken – aber mit der reservatio mentalis, daß ich die II nicht erleben werde. Nun hab ich aber vergessen, daß du diesen Winter keine Zeit für Allotria hast, auch nicht für plauderhafte Briefe! Nimm dir nur Zeit! Im übrigen alles Gute, dir und der Gattin.

Dein

And.

¹ Die altgermanische Religion, in: *Kultur der Gegenwart*, hg. von Hinneberg, Bd. I, 21913.

² Gemeint ist das später (1911 – 1919) unter dem Herausgeber Johannes Hoops erschienene *Reallexikon der germanischen Altertumskunde* (s. Register), das vorübergehend (1906 – 1907) unter der Leitung von R. Much stand.

- ³ Möglicherweise W. H. Vogts Aufsatz: Die lustigen Isländer, in: *Mitteilungen für schles. Volkskunde* 15 (1906), 18 – 48.
- ⁴ Aisl. «tüchtig arbeitend und sehr geschäftig».
- ⁵ Zur Datierung des Beowulfepos, in: *Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen*, Phil.-hist. Klasse (1906), 252 – 277.

67.

Berlin 20. Jan. 1907

Lieber Ranisch, über die Festtage war ich in dem mächtig eingeschnittenen Basel, und da La Roche's bald mit den flüggen Kindern zum Wintersport nach Engelberg zogen, lebte ich zumeist still und beschaulich bei dem alten Vater, wir musizierten täglich unser reichliches Pensum, dazwischen suchte ich allerlei alte und weniger alte Bekanntschaften auf. Unter diesen befand sich auch John Meier, der als Obmann der germanistischen Sektion mich für den Philologentag in Basel (letzte Septemberwoche) anwarb. Dies wurde ihm nicht allzuschwer. Ich schlug ihm vor, mehrere Vortragende hintereinander über die größeren metrischen Streitfragen zu Worte kommen zu lassen, sodaß vielleicht eine fruchtbare Debatte zu Stande käme. Ihm leuchtete das ein, und er wollte Sievers, Saran, evt. Kraus zu dem Turnier auffordern. Warten wir ab, wie der gewiß nicht üble Plan sich auswächst! Ich hoffe, Roethe zum Besuch des Tages bewegen zu können. Im Dezember, nach einem Dinner beim vir magnificus (Kaftan), hatte ich noch ein langes nächtliches Kafegespräch mit Roethe. Der genossene Champagner trug wohl dazu bei, ihn offener, geständnisfroher zu machen – obwohl er ja im allg. nicht zu den Mördergrubenherzen gehört. Da sah ich denn, daß er kein so schattenloser Lebensgenießer ist, wie ich wohl gedacht hatte. Es drückt nicht wenig auf ihm, daß die Berliner Stelle mit allem Drum und Dran ihn nicht zum Schreiben kommen läßt. Als ich ihn nach den lateinischen Nibelungen fragte, varp hann svárlega qndu¹ und rief mit elementarer Sehnsucht: ach H., schaffen Sie mir nur vier Wochen freie Zeit – sonst kann ich gar nicht dran denken!

Ich finde, dies ist mehr als ein individueller Fall, es ist eine Krankheitserscheinung der heutigen Professuren an den größern Anstalten. Man wird dazu kommen, die Professoren (d.h. die ordentlichen, die großen Tiere) von Seminarien und auch Vorlesungen zu entlasten – also Entwicklung in englischer Richtung; oder, was mir wahrscheinlicher ist, der Professor wird mehr und mehr im Lehren und «Organisieren» aufgehen und man *verlangt* von ihm gar nicht mehr, daß er stattliche Bücher drucke und die Wissenschaft durch neue Entdeckungen umwälze: diese nimmt man als sporadische Erscheinungen, die alle Jahrzehnt einmal eintreten oder auch ausbleiben können. Das wäre die Richtung auf die amerikanischen Zustände; und sobald sich einmal ein Professor als Nur-Lehrer ansieht, kann er ja ohne Ueberanstrengung seine Collegia vermehren; das peinigende Gefühl, daß er nur der einen Hälfte seiner Pflichten nachkommt, ist beseitigt. Ob man unsre Wissenschaft als greisenhaft oder jugendlich bezeichnen solle, darüber waren wir ja im Herbst nicht

einig. Tatsache ist, daß es sehr schwer hält, die Doktoranden auf wirklich produktive Themata zu stoßen. Die 2 amerikanischen Dissertationen, die mir eben vorliegen, sind gute Beispiele für reine zusammenfassende Arbeiten, *specimina scientiae* ohne jeden Anspruch auf Weiterschlebung des Wissenschaftskarrens. Warum sollte es nicht auch bei uns dahin kommen?

– Deine Damenvorträge werden sich dem Ende nähern, und dein letzter Bericht darüber lautete so erfreulich, wie mans von der Sache erwarten kann: die Arbeit hinterläßt dir keinen übeln Nachgeschmack sondern steigert dein Lebensgefühl. Ob meine Erwartung zutrifft, daß du das Niveau allmählich niedriger, populär-gemütlicher nehmen würdest?

Gering hat die Hugsvinnsómál (Disticha Catonis in isl. Übersetzung 13. Jh.) sauber herausgegeben² – sehr verdienstlich, daß einem diese Dichtung nun endlich bequem zur Hand ist. In der Vorrede hat er seine Galle über meine Eddarecension³ ergossen; sie scheint ihn stark geärgert zu haben, hätt's nicht geglaubt. Er braucht Ausdrücke wie «eigensinnige Rechthaberei», «metrischer Eigenbrötler». Sachlich ist der Ausfall so schwach (er merkt z. B. nicht, daß sein Vers ok þó gefa falsch ist), so verständnislos für die Problemstellung beim Lióðahátt, daß eine Erwiderung, glaub ich, zu viel Ehre wäre. Du bist ja stets gegen Polemik, und du hast wohl letztlich recht!

Nach dem, was du mir über mythologische Mitarbeit an Much schreibst, kann ich dir im Grunde nur zuraten, alle diese Fremdkörper von dir fern zu halten und nach Erledigung des Göschens sogleich mit festem Entschlusse die Nibelungensage anzugreifen. So oft ich Boer in die Hand nehme, (ich lese nie mehr als einen halben Bogen aufs mal, dann wird mirs im Kopfe dumm), sage ich mir: das muß gemacht werden – und zwar von Ranisch gemacht werden – und zwar bald gemacht werden: denn das verfehlte Werk muß fast notwendig den Reiz ausüben, die verschütteten Pfade wieder auszugraben, und wenn wir auch im Augenblick Keinen wissen, der dir da zuvorkommen möchte, so soll man doch das verlockende Thema nicht zu lange herrenlos lassen. Außerdem die «Kürze des Menschenlebens» ...!

21. Jan.

Hier mußte ich gestern zu Frl. Grimm, bei der ich meinen regelmäßigen Sonntagabend verbringe. Sie fragt übrigens oft nach Olga und dir. Diesen Winter finde ich sie ausnehmend frisch, sehr empfänglich für Scherze, auch verwegener. Stell dir vor, daß gestern dieses Witzchen ihren Lippen entschlüpfte: Ich hatte bei irgend einem Anlaß gesagt: «Sie wissen, ich bin gegen die Ehe.» Darauf sie: «Dann müßten Sie nach Jamaika gehen; dort sind jetzt alle *Verhältnisse* zerstört.» Ich lachte: «Aber Frl. Grimm, wenn jemand hörte, daß Eines von uns beiden dies gesagt hat, er würde gewiß eher auf mich raten.»

Um zu deinem letzten Brief zurück zu kommen: Stoff zu einem Aufsatz bringen mir die Vorlesungen nicht in den Wurf; ich bin immer noch programmlos. Mit meinem Dozieren bin ich leidlich zufrieden, aber im übrigen verkrümle ich mich diesen Winter, lese da und dort herum, bin sogar in die

Jugendkrankheit des Rezensierens leicht zurückgefallen (ein paar Kleinigkeiten für Bolte und Schröder).⁴

Vorhin kam ein feuriger Brief von Neckel, worin er die frische Entrüstung über Gerings obbemeldte Anrempelung niederlegt. So ehrlich und kräftig kann man sich doch nur pro magistro, nicht pro se ipso empören!

Doch ich muß meinen Jünglingen einige Heldensagen vordozieren. Adieu! Für weitere gelegentliche news über die Polen (d. h. Ferdžuk und Genossen) bin ich immer dankbar, – auch über die Polin, die ich recht herzlich grüße.

In Treuen dein

And.

¹ Aisl. «stieß er tiefe Seufzer aus».

² *Hugsvinnsmál*, hg. von Hugo Gering, Kiel, 1907.

³ Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 161.

⁴ *ZfVk* bzw. *ZfdA*.

68.

Berlin 28. April 1907

Mein lieber Ranisch, dein langer Brief von neulich war so recht eine stoffreiche Ermunterung zu wissenschaftlichem Meditieren, und ich glaube, er trug sein Teil bei, um mich ein wenig mehr in Kollegstimmung zu bringen: die Ferien waren solche, die den schalen Nachgeschmack der verträdelten, vertändelten Zeit hinterlassen. Es brauchte einen Ruck, um den Mut zum Dozieren zu gewinnen. Vorgestern hats nun angefangen; ich war in guter Stimmung, sprach lebhaft p. p., und so erscheint mir denn das Semester als ein nicht allzu steiler Berg.

Meinem Handgelenk geht es weder besser noch schlechter als immer. Ich hatte schon lange die Absicht, mir einen Klapperkasten anzuschaffen, und habe nun diesmal die Ferien eingebrockt, um es zu lernen. Fürs Briefschreiben und für Reinschriften (die ja bei mir nicht überhäufig vorkommen!) ist es mir eine wahre Wohltat. Ich kann jetzt ganz anders plaudern und den Quälgeist in den Gelenken vergessen – ihr Normalschreiber werdet das schwer nachfühlen können! Das Tempo ist ja noch nicht grade prestissimo: ein wenig rascher als bei meiner sonstigen Schrift, aber eben ohne jede Anstrengung und Nervenirritierung. Ob ich in Zukunft auch dazu kommen werde, Auszüge, kleine Notizen usw. mit der Maschine zu schreiben, weiss ich nicht.

Doch jetzt zu deinem Briefe, den ich recht con amore durchzusprechen gedenke!

Was du an Richtlinien für die ältere deutsche Literatur ziehst, gefällt mir gut, zeigt auch, dass der Embryo in dir entschieden menschenähnliche Gestalt gewonnen hat. Das ist die Hauptsache! Wie famos du doch die grossen Umrissse einer Materie zu entwerfen weisst! Du bist entschieden nicht von finnischer Rasse.¹

Die carmina turpia et luxuriosa möchte ich mir, im Blick auf die Tänzer von Kölbick, Hirsch und Hinde usw., am liebsten als Einzelstrophen, «Vierzeiler», Schnadahüpfeln denken, die zum Tanze oder mit Gesten gesungen wurden. Ich habe den Verdacht, dass das eigentlich anstössige daran die Bewegungen waren; der blosser Wortinhalt hätte nicht diesen Grimm der Kleriker erregt. Die längeren, erzählenden Tanzlieder möchte ich in Anbetracht aller Umstände eher für eine Neuerung des 12. Jh. halten. Ob man dann für jene «Vierzeiler» die Juculatores anzustrengen braucht, erscheint zweifelhaft. Im Norden gab es nur die tanzlosen kviðlingar² (die Skandinavier waren seltsam tanzunlustig), diese aber gewiss auch seit alter Zeit. – Verträgt sich das Kölbicker Zeugnis mit der Annahme kurzer Tanzverslein, oder fordert es gebieterisch epische Gebilde?

– Sarans Habilitationsschrift³ zitiert nur frühere Aeusserungen über die betr. Otrifridstelle und wendet sich dann sofort der Frage zu, ob Otrifrids Vers zu singen oder zu sprechen sei.

Ueber die beiden letzten ma. Jahrhunderte kann ich dir nichts sagen; mit diesem Zeitraume habe ich mich nie wirklich vertraut gemacht – als ich anfing (und eine Neigung zu dem Wolkensteiner fasste), da kam mir Island in den Weg. Roethe erklärt immer, diese 2 Jahrhunderte kenne noch niemand (daher seine Akademiedrucke); du wirst also von dir nicht übermenschliches verlangen dürfen! Dass interessante neue Triebe in diesem Zeitraum spriessen, ist ja wohl nicht zu leugnen.

Deine Gründe, im Sommer wieder nach Bogdanow zu gehen, sind sehr einleuchtend, um nicht zu sagen zwingend.

Kannst du deine Vorträge nicht drucken lassen, evtl. in gekürzter Form? Es gibt wohl solche Sammelwerke bezw. Vortragszyklen im Druck, wo deine Reihe hinein passen würde. Mir scheint, du hast da eine Menge druckbares gesagt; oder nicht?

Also beim NL. da bist du nun strammer Einheitshirte geworden! Je nun, zT. verstehn wir uns ja, nämlich in der Leugnung der Interpolationen, der ausscheidbaren, einzelnen Strophen. Dagegen ohne das «allmähliche Entstehn» dieses Epos könnte ich allerdings nicht mehr existieren! Die Ueberzeugung hat sich in mir bis zum Rocher de bronze verdichtet, dass auch für den 1. Hauptteil, die Brünhildsage, die Þíðr. auf einem ältern, kürzern, derberem (spielmännischeren) Werke fusst. Neuerdings bringt Droegge in der Zs.f.d.A. ganz nette Einzelheiten in dieser Richtung. Die Frage, ob jene beiden spielmännischen Epen (Brünhildsage und Burgundensage) éine Dichtung, von éinem Dichter waren, möchte ich verneinen: zT. scheint mir die Gesamthaltung – noch durch die Schleier von NL und Þs. – zu verschieden; zT. ist auf den ungleichen Rollenbestand hinzuweisen (bes. Volker, Dankwart, Ortwin). Ich stelle mir vor, dass das erste dieser Epen (Brünhildsage) ziemlich kurz war. Daher hatte hier der NL-dichter ganz anders zuzudichten. Daher der so unendlich höfischere, lyrischere Charakter des ersten Haupttheiles. Der Sachsenkrieg, Sigfrids erste Begegnung mit Kriemhild, die prunkvolle Ausmalung der Jagd: diese drei grossen Stücke, die man mit Sicherheit als Neudichtung unseres ritterlichen Epikers bezeichnen darf, sie geben uns den Masstab, wie

der Mann kriegerische, minnigliche, höfische Auftritte aus seinem Eigenen schuf. Im zweiten Teile fehlt es auch nicht an Stellen, wo man diese Handschrift erkennt. Dagegen begreifst du wohl, dass ich nur schwer Szenen wie die Nachtwache und wie er niht gën ihr ûf stuont dieser Feder zuschreiben könnte – wohlbemerkt als totale Neuschöpfung (wie es mehr und mehr Mode wird): dass auch diese Szenen von dem endgiltigen Epiker ihre definitive Gestalt bekamen, ist sjálfsagt. Aber es war eben einer der vielen Dichter, die mit ganz anderm Fervor schufen, wenn sie eine geformte Materie mit ihren Kernmotiven schon vorfanden. Sagen wir zB. wie Goethe oder auch Shakespeare. Deine frühere Bemerkung, diese dramatischen Szenen könne man sich nur als Teile einer breiten Ependarstellung denken, kann ich nicht unterschreiben: würdest du nicht das selbe von den letzten Trutzreden Hagens sagen, wenn sie nicht zufällig durch die Akv. legitimiert würden? Für mich ist die Probe in diesen Dingen die sagamässige Nacherzählung in knapper, schlichter Prosa: jene zwei Szenen tun Wirkung in dieser Form, der Sachsenkrieg und jene andern aus dem 1. Teil würden es nicht tun.

Wer dieses «allmähliche Entstehn» des NL leugnet, der verbaut sich die Erklärung vieler Eigentümlichkeiten im NL, die mit dieser Annahme aufs schönste in Ordnung zu bringen sind. Lies Droege 1.c.: sehr viel Neues bringt er ja nicht, aber wie mir scheint, in ganz werbungskräftiger Gestalt.

Deiner Aeusserung über Osid und Dietrich stimme ich völlig zu. Allein, ich nehme eben an, dass die niederdeutsche Dichtung, die Osid einführte, den Dietrich als Person des Burgundenuntergangs nicht kannte. Dietrich in dieser Rolle (oder überhaupt?) wird erst im 12. Jh. den Sachsen bekannt geworden sein; Osid kann leicht ein par hundert Jährchen älter sein. Du hast die Ôsgruppe gegenwärtig: Ospirin, Oserich (Osangtrix), Osid. Es ist eine spezifische nd. Gruppe; hd. wäre *Uos-*. Alle drei Gestalten sind mit Attila verwandt. Von Osid aber berichtet die Ps. keine andre *alte* Geschichte, er ist offenbar für die Rolle im Burgundenuntergang geschaffen worden. Es lag auch nahe genug, auf die Seite Attilas einen Helden zu stellen, der etwas kriegerisches leistet; ein Gegengewicht gleichsam zu dem burgundischen Paare. Ja ich frage mich, ob hier die eddischen Atlilieder nicht einen Ausfall, einen Verlust hinter sich haben: ob wohl die Bezwingung der Brüder von allem Anfang an so kurzatmig, ohne einen rechten Gegner erzählt worden war? So könnte Osid bis auf die fränkische Urdichtung zurückgehn. Die Bajuwaren ersetzen ihn durch Bleda und Dietrich, die sie in ihrer gotischen Sage vorrätig fanden.

Das 3. Gudrunlied der Edda ist mir gar kein Beweis dafür, dass die nd. Dichtung schon um 1000 den Dietrich in der Burgundensage (m.a.W.: die bajuvarische Form der Burgundensage) kannte. Denn der betreffende Nordmann, der diese losgerissene Einzelheit aufschnappte, kann sie sehr leicht von einem Oberdeutschen, sagen wir in Reichenau, gehört haben. Jiriczek, der nd. Herkunft annimmt, denkt sich die Ausbreitung einer Sage so wie die einer Pflanze: es muss hübsch von Land zu Land gehn, das Samenkorn kann keinen Breitegrad überfliegen. Das gehört auch noch zu der alten, unrealistischen Vorstellung von dem Wesen der «Sage».

Deine metrische Anregung will ich in einem wohnlichen, aber etwas nach hinten gelegenen Kämmerchen meines Herzens (im Gartenhaus) verwahren. Mir ist so, als ob man warten müsse, bis die Mitwelt einen gewissen Abstand gewonnen hat zu den Theorien von Sievers und Saran, die sich zusammenfassen lassen in die Schlagworte: ametrischer Sprechvers, Versmelodie. Auch darf ich mir nicht verhehlen: der metrischen Auffassung und Methode, die ich immer noch für die richtige halte, hab ich einen schlechten Dienst erwiesen, indem ich für sie eintrat. Nachdem die erste Entrüstung vorüber war, dass ich Sievers zu widersprechen wagte, einigte man sich auf die gemütliche Toleranz: lasst ihm sein Steckenpferd – und nehmt in dubio immer an, dass es nicht so ist, wie er sagt! Ich möchte daher jene guten Anschauungen nicht weiter in Miskredit bringen. So habe ich auch eine Recension von Saran abgelehnt. Natürlich schreibe ich nicht alle Schuld an dieser Diskreditierung den Andern zu: ich habe offenbar ungeschickt angefangen.

Ein absonderliches Buch ist kürzlich erschienen: Schütte «Om Godtjod»; in verständlicherer Sprache ausgedrückt: eine Behandlung alles þulaähnlichen⁴ in den germ. Literaturen, zugleich aller ethnographischen Ueberlieferungen in älterer germanischer Literatur (also der Widsið als Hauptquelle des Ganzen). Man kann nicht leugnen, hier war noch etwas abzugrasen; und ich mache mir allerlei Notizen aus dem Buch; es weitet den Horizont aus. Leider tritt Schütte mit einem anspruchsvollen, wichtigtuersichen programmatischen Tone auf; er überschätzt seine Fündlein ebenso sehr, wie man sie vielleicht früher unterschätzt hatte. Ein erster Abschnitt will mit langen Zitaten aus Scherer, Kögel und anderen zeigen, dass man die geistige Begabung der Germanen bisher ganz schief taxiert hatte, indem man nur die mythisierenden Phantasten in ihnen sah, nicht die höchst ethnographisch angelegten Realisten. Eine törichte Bemerkung über die EM. findet sich irgendwo: wir werden als Mitzeugen für die Verachtung der þulapoesie angeführt, weil wir die Anfangsstrophe des Hunn. (Ár kváðu Humla) «streichen» (stryger). Was sagst du dazu? Ich meine, er hätte mit mehr Recht darauf hinweisen können, dass die EM. dieser Kleinpoesie eine sonst nicht übliche Aufmerksamkeit schenken. – Das Buch ist Olrik gewidmet, aber viel von Olriks Seele findet man nicht darin. Thalbitzer schrieb mir, dass Finn bei der Disputaz mit Kraft gegen Schütte losgezogen sei; das ist ja wider ein günstiges Zeugnis.

Eine Mythologie von RMMeyer würde ich als unabwendbares Unheil ansehen, – wenn er nicht selbst damit gedroht hätte! Die Bücher, mit denen er dräut, sind die einzigen, die er nicht schreibt. (Cf. die vor 18 Jahren angeandrohte Germanische Stilistik.) Er sollte sich auf allgemeine Prinzipien der Mythologie beschränken; dabei käme ihm seine grosse Belesenheit zu Statten. Auf Einzelfragen wie in diesem Arkivaufsatz⁵ sollte er sich nie einlassen; da sieht man zu deutlich, wie er gänzlich extra muros steht. Das Gerede über Heimdall hat mich übrigens belustigt.

Für den Augenblick fällt mir nichts weiter ein, das soğuligt wäre. Also sei es genug mit diesem langen Schreiben. Ja, noch dies: wenn du mir gelegentlich Vedel p. p. schickst, soll der v. d. Leyen zu dir wandern. – Herzliche Grüsse an Olga! Dein
And.

- ¹ Anspielung auf Finnur Jónsson.
- ² Isl. «kleine Gedichte, Verschen».
- ³ Gemeint ist offenbar die Einladungsschrift zur Antrittsvorlesung: *Über Vortragsweise und Zweck des Evangelienbuches Otfrieds von Weissenburg*, Halle a. S., 1896.
- ⁴ þula: rein aufreihende Wissensdichtung, wie sie vor allem im Zusammenhang mit der *SnE* überliefert ist.
- ⁵ Beiträge zur allgemeinen Mythologie, in: *ANF* 23 (1907), 245 – 256.

69.

Berlin 17. Juni 1907

Lieber Freund, die Stimmung scheint bei uns beiden nicht die beste gewesen zu sein in den letzten Wochen. Du hattest Katarrh und das drängende Gefühl deines Göschens. Ich konnte sagen: «Gott behüte mich vor meinen Freunden!» Nämlich Erich und Roethe haben wieder ein Attentat auf mich gemacht mit der Akademie. Was ich endgiltig abgeschlagen glaubte! Es ist eine sonderbare Sache, mir nicht in allen Teilen klar. Roethe hat die wunderliche Ueberschätzung meines wissenschaftlichen Menschen, die wohl nur so zu erklären ist: er bemerkt das sog. «Feine» an meinen Sächelchen und denkt sich nun die andern Qualitäten, die eigentlich nötigen und wichtigen, dazu, – weil sie ihm selbstverständlich sind. Du hättest die lange Unterredung anhören sollen auf meiner Bude: wie ich Roethen in immer stärkern Ausdrücken zu überzeugen suchte, dass ich ein ganz leicht bepackter Tourist sei, und wie er ebenfalls crescendo beteuerte, so seis gerade das richtige, so einen wünsche man jetzt in der Akademie!! Ich sagte ihm zum Abschied: ich sehe neuerdings, wie unmöglich es ist, eine andere Persönlichkeit zu verstehn.

Beruhigend wirkte auf mich, dass das Ganze noch gute Weile hat. Was kann bis dahin nicht geschehn! Aber so vier Wochen war ich direkt körperlich mitgenommen von dieser Nötumft, schlief schlecht, erwachte mit der Frage: was für eine Wolke liegt über deinem Himmel? usw. Ja ja die Nerven!

Behandle übrigens die Sache ganz diskret! Ich möchte mir die Freiheit des künftigen Entschlusses am wenigsten dádurch beschneiden, dass vorher schon von meiner akademischen Würde geredet wird.

Doch nun zu sachlichem und erfreulicherem! – Die Ausführungen deines letzten Briefes über ahd. Lit. rühren schon mehrfach an das Unwissbare, wie mir scheint. Aber so gehts einem notwendig, wenn man intensiv in einer Sache drin steckt: man fragt, wo der mehr Draussenstehende die Frage unstellbar findet.

Aus den «*vanae fabulae aut locutiones*» wage ich nicht auf Zutritt epischer Lieder zu den Tanzliedern zu schliessen. Sollten das nicht einfach Zotengeschichtchen, Anekdoten sein, unliterarische Gebilde? Diese Pfaffenverbote wurden doch nicht im Interesse der nachmaligen Literarhistoriker erlassen; wir dürfen nicht zu viel Technisches, Gattungen darin finden.

Einig sind wir darin, dass die Angriffe Otfrids und anderer nicht der hochvornehmen, niemals obscönen Heldenpoesie gelten. Einig auch darin, dass das Heraushören der stabenden Typen aus Otfrid ein Trugbild ist. Unsicher finde ich, ob die von Otfrid bekämpfte Dichtung schon Endreim (und das neue Mass) hatte. Mit einem Argument wie dem Schererschen möchte ich nicht operieren. Machen wir uns doch klar: was kann es mit dem ‹Verdrängen› der Volksliedchen durch den Otfridschen Schmöker auf sich gehabt haben? Dieses Opus (oder seine einzelnen cantûs) war und blieb doch ein gelahrtes Werk, nur den Schriftkundigen, den Klerikern zugänglich. Da nun aber Otfrid mit seinem *pium desiderium* nicht schlechtweg geflunkert haben wird, wollen wir uns seinen Wunsch etwa so vorstellen (ob er einmal Wirklichkeit wurde, sei dahingestellt):

wenn die zum Gottesdienst herbeigekommenen Landleute nach der Kirche essen und zechen, dann sagt Einer: was gibts zur Unterhaltung? Und dann legt einer mit Tanzsprüchlein los, die Pare bilden sich, und – der Teufel ist los. Also, da erhebt sich nun ein Pfäfflein und sagt: Kinder, lasst doch mit diesem wüsten Treiben! Ihr seid ja die reinen Heiden! Seht mal, da hab ich eine viel schönere Unterhaltung: seht dieses Buch, wie schön das gemalt ist (allgemeine Sensation) – da stehen Lieder drin, viel schöner als eure Schandgesänge; ich singe euch jetzt eins vor, und das zweite oder dritte Mal habt ihrs in den Ohren, da könnt ihr auch mitsingen. Und er sang. Einen Cantus. Das Mitsingen des Chores war dünn und nicht ganz auf der Höhe. Aber dem Pfäfflein kams ja mehr auf die Frömmigkeit als auf die Kunst an. Wenn er dann gegangen war, sahen sich die Bauern an; der kann etwas – so gemalte Runen lesen! Jetzt aber zum Tanz! frisch, du, sing das von der Merswind! –

Kurz, dass der Krist nennenswert über die Klostermauern hinausdrang, ist dem Wesen der Sache nach ausgeschlossen. Daher würde ich keinen Schluss aus seiner Versform auf die Form der zu verdrängenden Liedlein ziehen.

Du sprichst ja auch vom ‹allzuschweren Geschütz› Otfrids gegen die leichten volkstümlichen Sächelchen. Na also, sagt der Berliner.

Bist du nicht im Begriff, das Wort *winileod* zu sehr als *terminus technicus* zu pressen? *Quaeritur, non obicitur*.

Die grosse ‹Lücke› des ‹Volksliedes› würde ich z. T. als durch das sangbare Heldenlied ausgefüllt erachten. Denn dass es ein solches jederzeit gegeben hat (in Deutschland), ist mir wahrscheinlich. Und dass das Heldenlied immer volkstümlich im besten Sinne war, daran kann ja ein Nordist gar nicht zweifeln. Die ‹Standespoesie› ist eine Uebertreibung eines richtigen Kerns. Abgesehen davon, dass ja das Heldenlied den viel berufenen Niederstieg zum ‹Volke› erlebte; fing der nicht schon in der Zeit Karls an? – Die Wiesen- und Walddichtung ist mir auch verdächtig, – sofern sie nicht umgetaufte Ritualverse birgt (wie der ae. Flursegen).

Dass die niederste Dichtung den Reim früher bezog als die Heldenpoesie, ist plausibel, und romanischer Einfluss zu erwägen. Ich weiss im Augenblick nicht, seit wann man den Reim in der gallischen Volksdichtung annimmt. Schon vor 800? Bisher sagte ich immer in der metrischen Vorlesung, Otfrid äussere sich so, als ob der Endreim etwas Neues in Deutschland sei. Aber ganz sicher fühle ich mich bei den Sätzen nie. Was du über die *Joculatores* sagst,

spricht mich an. Und ein wahres Verdienst erwirbst du dir, indem du die Tänzer von Kölbik in ein fasslicheres Licht setzt.

Die Gesellschaft, worin die Jónssaga über den Tanz steht, überblickst du jetzt in den Danske Studier (Ker über die Balladen).¹ Du hältst sie ja? sonst kann ich dir natürlich das Heft schicken.

Schütte nennt zwar die Tuistogenealogie auf jeder zweiten Seite, er hat sogar den besondern terminus technicus dafür gezeugt: «Mannungestam-tavle». Aber etwas gescheutes hab ich nicht darüber gefunden. Ich musste die Lektüre im zweiten Drittel abbrechen, als das Semester anfang. Man wird doch mit dem Alter immer schwerfälliger im Arbeiten, immer gewissenhafter! Keinen Satz glaubt man mehr den bewährtesten Lehrbüchern. Man will immer auf die Quellen zurück. Ist cum grano salis zu verstehn. Zur Orientierung über ein Kapitel wälze ich natürlich emsig die unterschiedlichen Mythologien herum. Golther steigt sehr in meiner Achtung vor Mogk. Jener flunkert ja wohl mal drauf los, gerät in einen Wagnerschen Raptus; aber er hat doch nicht die andauernde Unklarheit Mogks, wo man sich immer fragt, ob der Gedanke schon verpanscht war, oder ob er erst im Kampf mit der deutschen Sprache verkrüppelte. Bisher meinte ich immer, die nord. Lit. Mogks sei viel schlimmer als die Mythologie; davon bin ich jetzt abgekommen. Sehr gut gelungen ist dagegen Mogks kleine Göschenmythologie; das beste was er gemacht hat.

18. Juni

Gestern Abend wurde ich hungrig und brach ab (beim Remington raucht der Mensch nämlich weniger, da wird er hungriger).

Also – zur Mythologie hätt ich noch zu sagen, dass die besten Schatzkammern halt immer die alten bleiben: JGrimm und Maurers Bekehrung; mit denen gehe ich am meisten um, sie haben wenig übersehen; nur von Seiten der Archäologie, die ich ausgiebig heranziehe, müssen sie ergänzt werden.

Brandl gab mir Anfang Mai die Korrekturbogen ausm Grundriß zur Durchsicht, worin der Beowulf und angrenzendes behandelt ist. Wir können manches daraus lernen. Man merkt ihm ja bei jedem Schritte an, dass die Heldensage ihm ein minder vertrautes Gebiet ist, dass er zB. Olrik nur aus gewissen Referaten kennt usw. Auf der andern Seite bringt er eine unbefangene Art, eine gewisse Wildlingshaftigkeit mit, die nützlich sein kann. Die Sätze über Bw.s Abhängigkeit von Virgil sind kurz, aber förderlich. Seltsam ist u. a., dass er konstant die Heldensänger, die scopas, als Spielleute traktiert.

Von Kraus in Prag hatt ich einen sehr angelegentlichen Brief als Antwort auf meine Rezension.² «Lof skal við lof gialda»;³ hätte der alte Spruchdichter sagen können. Nach Basel zum metrischen Turnier⁴ will Kraus nicht kommen – aus dem originellen Grunde: er fürchtet eine Begegnung mit Kauffmann. Ob im übrigen aus besagtem Turnier etwas wird, weiss ich zur Stunde noch nicht. John Meier hat mich noch nichts wissen lassen, ich habe noch kein Programm bekommen. Das war doch bei Hamburg anders! Der Süden ist bummelig in allem was er angreift.

Hast du einen Blick in meinen Arkivaufsatz⁵ geworfen? Scheint er dir Blech?

Warme Grüsse euch allen! Treulich dein

AHeusler

Postscr.: ist Olriks betr. Artikel für sich käuflich? welchen Titel hat er?
U.A.w.g.

- ¹ W. P. KER, Om de danske folkeviser, in: *DSt* (1907), 1 – 24.
- ² Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 163.
- ³ Aisl. «Lob soll man mit Lob vergelten».
- ⁴ Gemeint ist der Philologentag in Basel; vgl. Brief Nr. 67.
- ⁵ S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 166.

70.

Berlin 25. August 1907

Lieber Ranisch, nachgerade kommt mir auch die Lust zu reisen. Am Mittwoch solls sein; zuerst nach Basel, dann – wenn die grosse Tatenlust bei meinem alten Herrn anhält – über die Alpen, Iseosee, Brentagruppe, Gardasee und dgl.; und zwar will mein Vater mit dem Rucksack stramm marschieren! Das ist meinem morschen Gebein auch ganz nützlich. Unter allen Umständen hoff ich auf ein paar bücherlose, schlafreiche Wochen vor den Saufanstrengungen der Herren Philologen und Schulmänner.

Meine letzten Wochen waren ziemlich bücherreich: d. h. die Königliche hat mich diesmal wie meistens im Stich gelassen, von meinem Bestellten fand sich nur ein dicker Heinrich von Freiberg. Aber sonst hab ich recht viel gelesen. Metrisches (so der kuriose Saran eingehend; die recht interessante Schrift von dem Finnen über den Malahatt, Sjöros heisst er; der wunderlich senile Martin über Heliand-Genesis). Dann kam ABugge Vikingerne II an die Reihe. Er streut doch Anregungen in Fülle aus; in manchem möchte ich ihn neben Olrik stellen, freilich ist sein Kaliber um einige Gramm leichter. Auch Boer über Ecke (Beitr. 32)¹ fand ich gehaltvoller, als ich erwartet hatte. Dass die Eckefabel aus einem frz. Gaweinroman stamme, scheint er mir widerlegt zu haben. Auch dass die Epen grosse tirolische Zusätze bekommen haben, und dass alles «Mythologische» dazu gehört, bin ich geneigt ihm zu glauben. Die älteste Eckedichtung wird rheinfränkisch gewesen sein (Bonn oder südlich davon); nicht älter als c.1200, da schon ritterliche Grundmotive. Mein Dissens fängt an, wo die Ps. in Frage kommt: Boer setzt sie der Urdichtung ungefähr gleich; ich halte sie (d. h. den Ecke-abschnitt) für ein mehrfach gestörtes Exzerpt und Konglomerat. Die Frage, wie hier Lied und Buchepos abzugrenzen sind, ist mir nicht klar geworden. Für wahrscheinlicher halte ich, dass es von Anfang an ein kleines Epos war, so etwa vom Mass des Hsfr.

Die letzten Tage sass ich an dem dicken Windisch, Táin bó Cúalnge, und merkte mir allerlei stilistische Dinge an. Der Unterschied von den isl. Sögur ist ungeheuer, auch von den Fass. Einzelne Berührungen heben sich um so auffälliger heraus.

Ich glaube nicht, dass Brandl von der Quedlinburger Chronik reden wird. Sein Blick richtet sich nach anderer Seite: er legt der «Wadedichtung» (bestehend aus zwei Zeilen) mächtiges Gewicht bei, und dann gibts noch bei Walter Map (*nugae Curialium* c.1200)² ein langes Kapitel, worin viel von einem mysteriösen Guado gefabelt wird, eine Geschichte, die halb Pseudohistorie ist (etwa genre Gotfrid v. Monmouth) halb Märchen, aber gar nicht Heldensage. Daraus will nun Alois allerlei für alte Heldensage erschliessen. Ich hab ihm meine Skepsis ausgedrückt. Du wirst fragen: was hat dies mit Goten zu tun? Ja, das kann ich dir auch nicht sagen! – Nebenbei etwas amüsantes: Als ich bei Brandl war und er mir das Map-Kapitel vorlas, ich über seine Schulter in den Text schauend, er da und dort einen vorgelesenen lateinischen Satz übersetzend, da kam auch einmal die Wendung vor: «lites et rixas»: Brandl sagt «Küsten und – was heisst rixas?» Hoffen wir, dass ihm so etwas nicht in der Akademie begegnet!

Von der angeblichen Odoakersage Imelmans hat sich Alois erfreulicher Weise nicht imponieren lassen.

Deine Gliederung der Lyrik scheint mir gut und wohlbedacht. Ich hätte nichts dagegen zu sagen. Lässt sich auch das hübsche Hirez rûnêta ... (Kögel, 2,189) in die Danzar einreihen? evt. sogar unter die stabreimenden??

Dass du aus dem Passus der Quedl. Chr. grade auf eine «Blüte» des Heldenliedes schliessen willst, finde ich etwas kühn. Oder meinst du nur: die Heldendichtung war an dem Ort und zu der Zeit nicht versimpelt? Dann würd ich beistimmen ... Der Satz «Thideric – olim» mag ja Glosse sein: für mich ist Kögels sprachliches Argument am gewichtigsten (2,219).³ Fälls der Satz alt wäre, würd ich daraus nicht auf ein «völliges Niedergehn» der Heldendichtung schliessen. Eher umgekehrt: ich würd sagen: also lebte die Heldendichtung um 1000 im Sachsenlande noch im freien Bauernstande. So wie sies auf Island bis an das Ende der Dinge getan hat. Wir wollen uns zwar hüten, isländische Zustände voreilig auf Deutschland zu übertragen. Aber sóviel lernt man doch aus der isl. Literaturgeschichte: der «rusticus» ist nicht notwendig ein halbviehischer Kerl; er kann auch Pfleger von Poesie sein; es braucht nicht Berufssänger, damit Poesie da sei. Der alte scop war auch ein Glied der nichtfürstlichen, d. i. bäuerlichen, Haushaltung. Der Kern des Volkes waren rustici. Dass diese in Deutschland früh herabgedrückt wurden, ist klar. Aber man muss immer die Möglichkeit im Auge behalten, dass da und dort noch der Gemeinfreie bestand, der an den alten vornehmen Unterhaltungsstoffen Teil hatte. Ich möchte den Jocular als alleinigen Dichtungsträger nicht überspannen.

Uebrigens wäre ich selbst zu der Konzession bereit: «cantabant rustici» meint: in Bauernkreisen haben Spielleute davon gesungen. Aber wie gesagt, ich möchte mich für das Sätzlein nicht ins Zeug legen!

In dem Hauptpunkte sind wir einig: eine allgemeine, durchgehende Entartung der Heldendichtung in dem Deutschland des 10. 11. Jhs ist nicht anzunehmen. Wäre das geschehen, so könnte das NL (neben seiner ritterlichen Verfeinerung) nicht so viel Altes bewahrt haben. Die nahe Uebereinstimmung des NL mit den Sigurðarkviður und der Atlakviða beweist, dass der heroische

Stil erhalten geblieben war. Denken wir uns eine Degeneration dieser Stoffe, so wie wir sie im Ermenrikes dôt, im jüng. Hildebr., im HSfr. mit Augen vor uns sehen, so hätte daraus unmöglich die Darstellung des NL erwachsen können. D.h. die ganze ritterliche Verfeinerung wäre dennoch möglich gewesen, aber es wäre nicht so viel Altheroisches gewahrt geblieben.

Auch dies ist zweifellos richtig, dass unsere ahd. Dichtung «nur vereinzelte Versuche der Gebildeten, eine Literatur zu schaffen» ist. «Eine Reihe von Blasen auf dem Strom der Volks- oder Spielmannsdichtung» – das könnt ich gern unterschreiben.

Von Seiten Hinnebergs hab ich eben erfahren, dass der betr. Literaturband verzögert wird, weil Brandl seinen Artikel nicht geliefert hat. Da Brandl jetzt spectabilis geworden ist, ist das nächste Jahr glatt auszuschalten. Wir haben Geduld.

Möge bis zum 8. September noch ein gutes Stück des grünen Bändchens⁴ erledigt werden! Meine Adresse ist bis zum 3. Oktober Grellingerstrasse 16 Basel.

In alter Freundschaft dein

And.

- 1 R. C. BOER, Das Eckenlied und seine Quellen, in: *PBB* 32 (1907), 155 – 259.
- 2 Walter Map ca. 1137 – ca. 1208: englischer Schriftsteller in lat. Sprache, bekannt durch das satirische Werk *De nugis curialium*.
- 3 *Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters*, 2 Bde.
- 4 Das von Ranisch geplante, in früheren u. späteren Briefen mit «Göschen» bezeichnete Göschenbändchen über altdeutsche Literatur (vgl. bes. Brief Nr. 73).

71.

Berlin 13. Okt. 1907

Lieber Ranisch, die Winterquartiere sind bezogen. Aber der Himmel ist noch fast sommerlich: ich sitze früh bis spat bei offenem Fenster, und wenn ich auf die Strasse hinaustrete, bin ich überrascht, dass Berlin eigentlich verhältnismässig hübsch aussieht.

Euer Sommer ist also als ein gelungener zu bezeichnen. Weib und Kind sind ländlich aufgefrischt zurückgekehrt. Und der Hausherr hat sich mutig in vergrösserte Arbeiten gestürzt.

Um gleich eine Bitte zu bringen: nenn mir doch auf einem Kärtlein den genauern Titel der «Dansk Tidskrift 1898»,¹ die wir EM. s. XXXI zitiert haben (und worin auch ein Aufsatz von Steenstrup² steht). Neckel hat mich danach gefragt. Ich finde den Band überall mit der gleichen lakonischen Kürze zitiert. Auf deinem Sonderabdruck von Olriks Ingeldsaufsatz³ findet sich gewiss der nähere Titel.

Neckel schreibt mir, dass er eben bei Ruhfus einen stattlichen Band druckt: «Beiträge zur Eddaforschung». Ich freue mich dass er nun mit etwas grösserm herauskommt; er hat nach seiner vielversprechenden Dissertation⁴ etwas län-

ger geschwiegen, als bei einem so begabten Manne zu erwarten war, und wenn er sich habilitieren will, ist es an der Zeit, dass er eine dicke Visitenkarte abgibt. Ich bin gespannt, in welcher Richtung das Buch liegt.

Die Dolomiten (BrentaGruppe), die ich mit Papa besuchte, haben mich wieder sehr eingenommen. Es ist eine so amüsante Landschaft: man geht nur eine Viertelstunde, und schon haben sich die phantastischen Zacken und Mauern zu neuen Bildern verschoben. Ich hätte Lust, noch ein paar weitere Sommer in diesen Dolomitenlanden zu verbringen.

Der Philologentag hatte ein sonnigeres und freundlicheres Gepräge als in dem unruhigen, feuchtgrauen Hamburg. Von wissenschaftlicher Anregung kann ich nicht reden; das hab ich auch nicht erwartet. Neue Bekanntschaften wurden wieder in ziemlicher Menge gemacht. Von Germanisten fallen mir im Augenblick nur ein: Martin (ein wenig gepflegter, vierschrötiger Pauer), Ries (ein ganz interessanter rattenköpfiger Bursche); der junge Fr. Wilhelm aus München, dem man seine gefürchtete Bosheit so nicht anmerkt; dann mehrere Schweizer, Brandstetter, Bachmann, zu denen sich keine nähern Beziehungen entwickelten. Ich war mehr mit den frühern Bekannten zusammen, oder auch mit Romanisten, Anglisten, Gräcisten. Die Vorträge waren meist betäubend formlos, keine wahren Vorträge, sondern Aufsätze, schlecht vorgelesen. Wir sind doch formlose Leute, wir deutsche Gelehrte! Eine Ausnahme machte z. B. Hecht, der sehr belebt und elegant vortrug; auch der Inhalt (über einen Mitarbeiter Bischof Percys) machte den Anglisten Eindruck: Brandl als Wissenschaftsvater stattete den offiziellen Dank für die Gabe ab.

Mein metrischer Vortrag⁵ entfesselte keine Diskussion. Viele sagten mir nachher, sie dächten sich die Stabreimverse durchaus so gesprochen. Worauf wenig zu geben ist; denn das Bedürfnis nach rhythmischer Klarheit ist gering.

Mit Kluge sprach ich unter vier Augen über die Möglichkeit einer Verpflanzung nach Freiburg. Er kam dem Gedanken mit entschiedener Wärme entgegen und bezeugte keinerlei Erstaunen. Aber an eine «etatsmässige» Stelle wird sich nicht denken lassen, und ich kann meine hiesige Besoldung nicht entbehren. Also wirds beim Alten bleiben, – ausser wenn mir die Akademie zu schwül wird.

Vorgestern speiste ich mit Paul Herrmann und Kahle. Drei Islandsfahrer auf einem Haufen! Ich suchte mir Rat, mit welchem Hilfsmittel man Skaldenübungen abhalten soll: Wisén ist auf 14 Mark erhöht – das kann man den Studenten eigentlich nicht zumuten! Aber wir fanden keinen Ersatz. Auch Prosatexte mit Glossaren müssten wir mehr haben. Mogks Gunnlaug ist vergriffen. Den hatt ich für diesen Winter geplant. Deine Völsunga kann man in Uebungen nur lesen mit eingehender sagengeschichtlicher Interpretation – zur Privatlektüre für Anfänger empfehle ich sie immer lebhaft –. Ich ermutigte Herrmann dazu, die Hrafnkelssaga bei Ruhfus hübsch herauszugeben. Gegen die kommentierten Ausgaben in Uebungen hab ich eine Abneigung: man ist nicht allein mit seiner Herde. Kahle meinte allerdings, es sei in Wirklichkeit nicht so schlimm, die Jungens läsen die Anmerkungen doch nicht. Mag sein. Aber dass sich zwanzig Leute mit Möbii Glossar, das sie nicht besitzen, präparieren sollen, kann man schwer verlangen.

Von den hiesigen Kollegen hab ich nur MHerrmann rasch begrüsst und mit dem schier sterbenden Paulsen geplaudert. Die erste Akademiesitzung am Donnerstag denk ich mir zu schenken; man darf nicht zu biereifrig anfangen!

Dir wünsche ich guten Mut zu deinen Unternehmungen – só guten, dass du mir einigen Ueberschuss abtreten kannst! Grüss Olga des herzlichsten; ebenso den Bruder in Bach.

Freundschaftlich

And.

- ¹ Die *Dansk Tidsskrift* enthielt in ihrem Titel in Wirklichkeit keine weiteren Angaben; auch Bandnummern fehlen. Die Zeitschrift erschien in Kopenhagen 1898 – 1906 und wurde 1906 – 1952 unter dem Titel *Gads danske Magasin* fortgeführt.
- ² JOHANNES STEENSTRUP, Vort første Naboskab med Tyskerne, in: *Dansk Tidsskrift* (1898), 149 – 163.
- ³ Ingjaldskvadet, gjengivet af Axel Olrik, in: *Dansk Tidsskrift* (1898), 164 – 177 (Übersetzung und Kommentar).
- ⁴ *Über die altgermanischen Relativsätze*, Berlin 1900 (= Palaestra V).
- ⁵ Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 167.

72.

Berlin 8. Dezember 1907

Mein bester Ranisch, dein letzter Brief überschreibt sich 18. Oktober! Inzwischen sind wir wohl beide fleissig gewesen, haben manchmal geseufzt – und mir wenigstens war der Gedanke, dass es dir auch manchmal sauer wird, ein troestelín. Die Leute, denen alles so flott von der Hand geht, haben etwas unheimliches für mich; wäre ich Goethe, ich möchte sie dämonisch nennen.

Ausser dem, was so die Vorlesungen immer wieder an Arbeit mit sich bringen, hab ich in den letzten Wochen hauptsächlich Skaldengedichte genauer gelesen (man muss sich doch immer wieder sehr einlesen, wenn man ein halbes Jahr oder länger aus den Sachen herauskam!), und dann hab ich mich orientiert über die Einwanderungshypothese zu Beginn der SnE. und der Heimskringla. Zu diesem Thema kam ich einfach dadurch, dass ich ganz persönlich gern mehr darüber gewusst hätte. Unsere gelehrten Meister haben die Frage stiefväterlich behandelt. Vielleicht lässt sich ein Vortrag für die Akademie daraus machen.¹ Die Herkunft der verschiedenen Motive ist mir nun meistens klar; d. h. die unmittelbaren Quellen der Isländer hab ich fast nirgends ermittelt, so wünschenswert dies wäre! Und in wessen Kopf das ganze Gebäude entstand, weiss ich auch nicht: die knappe Andeutung bei Ari mit dem «Tyrkiakonungr»² lässt leider zweifelhaft, wieviel von der fränkischen oder irischen Trojanerfiction dahintersteckt. Ich habe zunächst noch kirchliche Leute wie Isidor³ und Honorius Augustodun⁴ zu wälzen; da findet sich vielleicht noch etwas, zwar nicht für die eigentliche Wanderung, aber doch für das Drum und Dran.

Kennst du die Arbeit von MMoe, die Olrik in dem N.Aandsliv S. 108 5. Alinea zitiert?⁵ Sie wird dich aufs lebhafteste interessieren. Sie bringt wertvolle

Einzelnachweise (auch zu unserem marmennil⁶ der Hálfssaga!), aber auch grundsätzliche Bemerkungen von Gewicht; z. B. über die Entlehnung von Motiven durch Südländer aus nordischen Erzählungen. Das Heft ist separat zu haben; bestell es dir doch ja! Es erschien Kristiania 1906.

Ich lege deinen Brief vor mich.

Dass der Heliand von einem Geistlichen herrührt, scheint mir auch notwendig. Es ist zu sehr «die Sprache Kanaans» durch das ganze Werk hin! Dieses eigenartige Pathos, das sich von dem weltlichen, heroischen doch fühlbar unterscheidet! Aber die eminente Formvollendung spricht vielleicht dafür, dass der Mann vor seinen Weißen geschulter Dichter («scop») war. Er hat sicher als clericus englische geistliche Epen kennen gelernt; aber er wächst erstaunlich über sie hinaus: Cædmon und Cynewulf kommen einem trocken vor neben dem üppigen Strom des Sachsen. Der spezifische Stil (breit, predigthaft) ist, wie du richtig bemerkst, nicht der der weltlichen Lieder. Das schliesst aber nicht aus, dass er sich in abweichenden Gattungen eine Formbeherrschung erworben hatte, die nun zu den neuen Anregungen aus Predigt und englischen Epen befruchtend hinzutrat. Bruckner hat den Weltlichen verteidigt (nicht umgekehrt), hat aber, wie ich glaube, wenig Zustimmung gefunden.

Ich erwarte von dir, dass du die Germanisierung der biblischen Geschichte (Vilmar und Genossen) in ihre gebührende Schranken weist: man sollte sich nicht durch das Vokabular blenden lassen! es ist doch klar, dass die Taten und Reden des Heliandchristus nicht die eines deutschen Fürsten sind, – dafür hält sich ja der Dichter viel zu knechtisch an seine Vorlagen! Ich finde Scherers Einschätzung des Heliand in der Lit.gesch. treffend, nur würde ich die Vorzüge des sprachlichen Stiles viel stärker betonen.

Da die Uebersetzung des Aandsliv nun beschlossene Sache ist, hoffe ich, du gehst nicht zu skrupelhaft vor und änderst eben am Text, was dir grade im Augenblick eine Aenderung zu fordern scheint, ohne über jeden Punkt mit dem Autor zu verhandeln.

Lass mich hören, dass du schon ein gutes Stück in der Uebertragung vorge-rückt bist!

Von Mayer und Müller hörte ich, dass die Volsunga erneuert wird. Das freut mich. Ich werde sie auch bald wieder einmal zu Uebungen benutzen.

Die von Neckel versprochenen Korrekturbogen seines Eddabuches sind bisher nicht gekommen. Dagegen kam der Aufsatz über die Lückenlieder;⁷ ich schicke dir gleichzeitig den mir entbehrlichen Abzug – oder nein, du hast ihn gewiss auch bekommen! Wenn nicht, bitte eine Nachricht. Ich finde den Aufsatz entschieden fördernd, ich berichtige mein Bild von der Sig. meiri in wesentlichen Zügen. Die ganze Methode ist straffer. Das eine Hauptargument, das mit dem Verhältnis von Satz und Langzeile, ist vorerst mehr ein Wechsel auf die Zukunft; aber ich glaube schon, dass es fruchtbar sein wird.

Ich hab mir eine grössere Wohnung gemietet und treffe es so günstig, dass ich gleich zu Anfang der Frühjahrsferien werde einziehen können. Sie ist 7 Minuten von hier, an dem dir vielleicht bekannten Viktoria Luisenplatz. Dort werde ich dann meine Bücher wieder anständig aufpflanzen können: sie drängen sich jetzt so unordentlich auf den überfüllten Regalen herum. Wie wärs,

wenn du dann in den Osterferien bei mir einsässst, um deinem Göschchen die letzte Feile zu geben?

Vor einigen Wochen sprach Mogk für ein Stündchen vor. Ich blicke an seiner Belesenheit empor; er kannte mehrere Nova, die mir fremd waren. Er erklärte, er finde Gerings Edda für Uebungen unbrauchbar. Schade, dass er das nicht da sagt, wo es hingehört, an der Oeffentlichkeit. So bleibt Gering in dem Glauben, dass ich der Einzige sei, der seine Ausgabe nicht meisterhaft findet. Er rempelt mich neuerlich in dem Vorwort zum kleinen Glossar⁸ an und – was anstössiger und unnützer ist – hackt abermals an Heinzel herum.

Baesecke ist mit einem dicken Bande über den mhd. Oswald niedergekommen, an dessen Einsicht ich mich heut eben machen will. Er scheint ein gut Teil der Heldensage sub specie Oswaldi durchzumustern.

Heinzels Kleine Schriften sind heraus. Eine bairische Grammatik (ahd. Zeit) von dem ausgezeichneten Schatz. Kurz, die Mitmenschen sind beängstigend produktiv und halten uns heftig in Atem.

Grüss Olga und sag ihr, dass die Geige wenig angestrengt wird. Ich versuche wieder Philologe zu sein. Aber in der neuen Wohnung solls ein eigenes Musikzimmer geben: man hält die Schale fest, wenn der Kern weg ist!

Ich hoffe Weihnachten hier bleiben zu können. Wenn die in Basel zu sehr drängen, fahre ich vom 21. bis 28. hin.

Euch ein schönes Fest! Und alles Gute für die verschiedenen Arbeiten! In freundschaftlichem Anteil dein alter

Andreas

¹ Vgl. Die gelehrte Urgeschichte im altisländischen Schrifttum (Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 175).

² Aisl. «Türkenkönig».

³ Isidor von Sevilla, 560 – 636: spanischer Theologe, bedeutender Vermittler antiken Wissens ans Mittelalter. *Sententiarum libri tres, Etymologiae*.

⁴ Honorius Augustodunensis, ca. 1080 – nach 1137: Mönch u. Gelehrter in Siegburg und Regensburg. Vermittler der fröhscholastischen Methode Anselms von Canterbury auf dem Kontinent. *Elucidarium, Speculum ecclesiae, Gemma animae*.

⁵ MOLTKE MOE, Eventyrlige Sagn i den ældste Historie, in: Helland: *Finmarken* 2. Bd., auch als Sonderdruck Kristiania 1906.

⁶ Aisl. «Meermännchen».

⁷ Vgl. Brief Nr. 56, Anm. 13.

⁸ *Glossar zu den Liedern der Edda* (Sæmundar Edda), 3. Auflage, Paderborn 1907.

73.

Berlin 2. Februar 1908

Lieber Ranisch, heut hättest du sowieso einen Brief bekommen! Aber dein Schreiben, das mir eine wahre Freude machte, vermehrt noch das Bedürfnis, mit dir zu plaudern. Ich habe eine anstrengende Nacht hinter mir: es war gestern das unvermeidliche Schweizer Wohltätigkeitsfest, und ich war umso unentbehrlicher dabei, als ich den Kaisertoast ausbringen musste. Vom Kaiser

war natürlich ebensowenig die Rede wie in der Geburtstagsrede eines Mathematikers an der Universität. Gegen 3 Uhr kam ich ins Bett; und da ich auch in den letzten Tagen oder Wochen schon viel gestörte Nächte hatte, hat sich ein Vorrat von Schlafbedürfnis in mir angesammelt.

Ich fand gestern Nacht noch ein dickes Bündel Akten vor: betreffend das Gesuch eines Holsteiner Märchensammlers um staatliche Unterstützung. Derlei muss die «Deutsche Kommission» der Akademie begutachten. Ich sass soeben zwei Stunden dahinter. Das sind so die kleinen Sorgen der neuen Würde! Schwamm drüber.

Die Schlussworte deines Briefes können wohl trübe oder mindestens nachdenklich stimmen. Ja, die Müdigkeit, die chronische, die Mutlosigkeit, die einen überkommt, wenns nicht vom Flecke geht, die kenn ich auch reichlich. Mich selbst würde es nicht schrecken, dich bei mir ein wenig Trübsal blasen zu hören. War es nicht so, dass wenn wir beide ein Duo dieser Tonart bliesen, die Melodie für beide erfreulicher wurde? Dagegen verstehe ich vollkommen, dass du Reisen und Freundesbesuche lieber verschiebst, bis dein Büchlein Gestalt gewonnen hat, und darum rede ich dir nicht zu – es wäre denn dass du glaubtest in Berlin besser arbeiten zu können als im Osnabrücker Familienkreise. Ich weiss noch nicht, ob ich in den Osterferien eine Fahrt nach Bonn machen muss für die Zwecke des Rheinischen Wörterbuches¹ (Kleine Sorgen Nummer 2!): Roethe liess einmal ein Wort darüber fallen.

Was du über den Göschen schreibst, drängt natürlich alle andern Gegenstände in den Hintergrund; es ist auch für mich ein recht ernstliches Anliegen. Ich möchte dir gern zureden, auf dich einreden – aber ich will nicht eifrig oder pathetisch werden, damit reize ich dich immer zum innern Widerspruch.

Also ganz ruhig. Deinem Charakter entspricht es gewiss, immer gründlich zu arbeiten und nicht nach Quellen zweiter Hand. Aber dein Charakter wird dir auch verbieten, das Bändchen im Stich zu lassen. Du musst es zu Ende führen; ein Zurückzupfen würde dir einen üblen Geschmack in der Seele hinterlassen, und daraus entspränge für dich eine lange Mutlosigkeit. Wie anders wirst du dich neuen Aufgaben zuwenden, wenn du dies fertig gemacht hast!

Also ich setzte voraus, dass du die Sache durchführst malgré tout. Dazu gehört aber, dass du deinen Charakter Nr. 1, d.h. die Gründlichkeit und Schwerflüssigkeit, scharf an die Kandare nimmst. Du musst dich zu einer gewissen Oberflächlichkeit zwingen. Du gibst zu, dass es mit der Gründlichkeit beim Ausarbeiten eines wissenschaftlichen Werkes immer eine graduelle Sache ist: überall gibt es schliesslich Punkte, wo man das Fragen nach der Wahrheit sistiert und ein vorläufiges Ja oder Nein hinsetzt. Dein Gautrek war gewiss gründlich; aber ohne ein Paar Gran Leichtsinns wäre er auch in deiner Schieblade geblieben. Und nun bei einer Arbeit wie dem Göschen musst du eben ein paar Nummern mehr von diesem Leichtsinns zulassen. Verzeih die Trivialitäten! aber in deiner Lage tut es gut, sie sich vorhalten zu lassen – wenn sie nicht aus blasser Theorie sondern aus eignem Erlebthaben kommen.

Mein Ceterum censeo ist: du hast gewisse grosse Fragen der altdeutschen Literatur selbständig durchgedacht: die behandelst du als dein persönliches Eigen, auf denen liegt der Nachdruck des Werkchens, sie rechtfertigen vor

deinen strengen Augen die Uebernahme der Arbeit. Daneben gibt es andere, meist minder wichtige Fragen, wo du nur bedingte Selbständigkeit hast, wo du mit dem dir anerzogenen Instinkt eine kritische Auswahl triffst unter den vorhandenen Auffassungen. Es geht nicht, alles gleichmässig mit seinem Denken zu durchdringen. In diesem Falle geht es nicht. Dir die Aufgabe so zu stellen, wie Olrik in seinem Aandsliv sich fasste, liegt nahe; aber du musst mit diesem Ziele eine Reihe von kleinen Kompromissen schliessen. Olriks Buch liegt auf dem Felde, dem seine 20jährige Arbeit angehört hat: bei dir liegen die Bedingungen anders. Vergiss schliesslich auch nicht, dass kein Leser an solch ein Göschenbändchen die allerhöchsten Ansprüche stellt. Du wirst später zu einer Aufgabe kommen, wo du deine vollgiltige Visitenkarte abgibst.

Dein Vorsatz, nach Beendigung der Uebersetzung energisch an die Niederschrift des Göschen zu gehn, scheint mir vernünftig. Bleib dabei!

Wirst du nicht bei einer notwendig so knappen Darstellung am besten so vorgehen?: du entwirfst ein Netz, zunächst die Kapitel mit den Schlagwörtern darin und den Namen, die unbedingt zu nennen sind; dann trägst du zu diesen Schlagwörtern und Namen allmählich die Motive ein, die du anbringen willst. Nachdem diese detaillierte Disposition gemacht ist, schreibst du die einzelnen Abschnitte und zwar zunächst kurz, mit dem Hintergedanken, dass du nachher noch zugeben, ausstopfen wirst. Ich glaube, wenn man in diesem bestimmten Falle mit der fliessenden Niederschrift beginnen wollte, so verbohrt man sich bald in Schächte ohne Ausweg und käme nicht vom Fleck. Jedenfalls wird es wichtig sein, dass du dir den modus procedendi von vornherein möglichst klar machst, dass du möglichst planmässig vorgehst.

Die Bilder in Olriks Buch finde ich schon in der Originalausgabe eigentlich nur dadurch gerechtfertigt, dass es ein Werk für den Familientisch sein soll. Dies fällt in der deutschen Ausgabe weg; dazu kommt das kleinere Format, das von vornherein das Lehrbuch zur Schau trägt: da kann ich mir die Bildelein nur komisch denken. Nirgends stehn sie in einem innern Zusammenhang mit Olriks Worten; sie sind eine schlechte Zugabe – so wie wenn man ein gutes Musikstück illustrieren wollte!

Aber sie sollen also mit. Ich weiss nicht, warum gerade einzelne davon deine Ungnade erregt haben. Allerdings Nr. 4² ist böse, weil es nämlich neben anderm auch sachlich inkorrekt ist (das gólf³ viel zu schmal, das set⁴ zu breit, die Tische zu gross). Aber dies ist ja eben das Bild aus Guðmundsson,⁵ und ein richtigeres kenne ich nicht.

Bilder von norw. Holzkirchen enthält das Werk von Dietrichson in Menge: sie sind alle unschöner als deine Nr. 32. Eigene Photographien hab ich nicht.

Die Collingwood-Landschaften würd ich durch Aufnahmen nach der Natur ersetzen; die sind wahrer und bildmässiger. Bei PHerrmann sind famose Aufnahmen in großer Zahl. Aber wenn du Photo's nach Collingwood wünschest, so steh ich zur Verfügung; schreib mir dann nur, wie ichs mit dem Photographen anzufangen habe; ich habe derartiges noch nie gemacht.

Olriks Nachruf auf Bugge⁶ hat mir so imponiert wie selten etwas. Der wahre Meister steckt dahinter. Ich kann nicht sagen, dass mir Bugge überschätzt scheint. Die Schwierigkeit, Müllenhoff gerecht zu werden, finde ich kühn

gelöst; dem Rechnung getragen, dass Mhff in diesem Bilde nicht Vordergrundfigur sein darf; in einem Hauptpunkte gibt er doch Mhff Recht. Hätte Meinesgleichen Bugges lichte und dunkle Seiten zu schildern gehabt, er hätte mit einer behutsamen Strichelmanier versucht – : bei Olrik die festen, starken Linien, und doch kommt alles wahr und gerecht heraus!

Die Stelle über die keltische Lektüre hat mich auch stutzig gemacht. Ueberhaupt – nach solch einem Aufsatz steigt die Frage in mir auf: wozu schaffen wir Andre eigentlich mit, warum lassen wir ihn nicht Alles mit seiner gottgegebenen Leichtigkeit machen?

Auch die kleinen Artikel, die Olrik sonst in diesem DSt-heft bringt, sind einer trefflicher als der andere.

Gegenwärtig hab ich kaum den Eindruck, dass Olrik den keltischen Einfluss überschätzt. Nur müsste m.E. betont werden, dass es im wesentlichen die Geistesprodukte Islands sind, die diesen Einfluss spiegeln.

Olrik hat mir auf meine Anfrage geschrieben, dass er über die gelehrte Wanderungsfabel nicht zu schreiben beabsichtige, und hat gleichzeitig ein Heft mit Entwürfen über diese Materie geschickt: so wie bei dir und der Gautrekssaga! Ich habe mich wohl gehütet, in dem Heft zu lesen. Treffen wir zusammen, dann umso besser. Es haben sich mir etliche Dinge ergeben, die wohl einen Aufsatz lohnen. Ich glaube, dass Aris knappe Notiz (Tyrkia-konungr) ergänzt wird durch ein Zitat in der Hauksbók. Dann ergeben sich zwei einfache isl. Einwanderungshypothesen: die bei Ari und die in der Skiöldunga- und Yngl. saga; sie entsprechen den beiden alten fränkischen Fabeln, bei Fredegar und im Liber Hist. Francorum. Die SnE. ist eine dritte, eigenmächtige Form von grosser Wildheit. Ich hoffe wenigstens einige Gläubige dafür zu gewinnen, dass dieser Formáli⁷ (schon in der Gestalt des Archetypus) keinesfalls von Snorri herrührt und seiner gänzlich unwürdig ist. Ich kam ganz allmählich zu dieser Ueberzeugung; noch um Neujahr suchte ich die Version in die Entwicklungsstufe vor der Y.s. einzupassen. Aber es geht nicht. Die ältern Herren hatten hier den bessern Instinkt: wohl erst Müllenhoff hat den Formáli, soweit er in U steht, für sicher Snorronisch erklärt.

Wirkliches Vergnügen hab ich an den Skaldenübungen. Es sitzen 7 Männlein und ein Fräulein zu meinen Füßen. Die 7 sind mir alle persönlich bekannt, waren schon bei mir im Hause; sie reagieren auf meine Spässe – und Kenninge und dgl. muss man ja manchmal mit Humor würzen. Es ist doch gar kein übler Uebungsgegenstand, diese Skalden. Freilich, ein ganzes Semester möchte ich die Jungens nicht an Dróttkvættstrophon⁸ herumzappeln lassen. Wir haben bis Neujahr leichtere Gedichte vorgenommen: erst die halbeddische Trias Eir., Hák., Har.kv.; darauf besonders eingehend das Sonatorrek. Ueberblickt man solch eine Auswahl, so kann man sich gestehn, dass mehr Abwechslung und mehr Lebensernst drin steckt als in einem Semester voll Minnesangs Frühling.

Diese Panzersche Rezension⁹ hab ich doppelt. Du wirst ihn z. T. mit dir zusammentreffen finden. Ueberzeugt hat er mich vorerst nicht; aber ich findes schier rührend, wie wichtig er das Dingelchen nimmt.

Wünschen wir uns gegenseitig frischen Mut, den Karren weiter zu ziehen!
Herzliche Grüsse an Olga! Unveränderlich dein

And.

Ich weiss nicht, ob ich die Sächelchen im Anz.¹⁰ schon schickte. Wenn ja, Papierkorb.

- ¹ JOSEPH MÜLLER (Hg.). *Rheinisches Wörterbuch*, Bonn 1928 ff. Heuslers Beschäftigung mit dem lexikographischen Unternehmen beruht auf seiner Zugehörigkeit zur Deutschen Kommission der Preuß. Akademie der Wissenschaften, welche das *Rhein. Wörterbuch* zunächst betreute.
- ² «Nordische Halle».
- ³ Aisl. «Fussboden».
- ⁴ Aisl. «Podest an den Längsseiten des Raumes zum Sitzen und Schlafen».
- ⁵ *Privatboligen paa Island*; s. Register.
- ⁶ *DSt* (1907), 180 – 192.
- ⁷ Aisl. «Vorrede».
- ⁸ Skaldisches Versmaß (Hofton).
- ⁹ Lied und Epos in germanischer Sagendichtung, in: *DLZ* 29 (1908), 133 – 139.
- ¹⁰ Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 177 – 181.

74.

Berlin 31. Mai 1908

Mein lieber Freund, ich vergönne mir das Vergnügen, sogleich nach Durchlesen deines Briefes eins mit dir zu plaudern. Frische Antworten, gute Antworten.

Also mit der Streu am Historikertage wirts nichts. Du ersparst dir damit jedenfalls auch eine turbulente Woche. Ich sehe der ganzen Sache als einer sehr gemischten entgegen: ein gemütliches Plaudern mit Olrik wird keine grosse Rolle spielen. Ueberhaupt, was heisst Gemütlichkeit, sobald das offizielle Berlin sich einmengt? Ich denke es mir als eine Kette von Saufereien und Esseereien – ungefähr wie die Philologentage, nur schärfer. Ob Alexander der Bugge einigermaßen auftauen wird? Nach dem einzigen Briefe, den ich von ihm habe, denke ich mir ihn als einen weltfremden, etwas ungeschickten und schweren Mann. Und ich glaube bemerkt zu haben, dass ich auf solche nicht rasch auftauend wirke: meine Zappligkeit hat etwas effarouchierendes für sie. Doch wir werden sehen!

Wenn wirklich die «Episke Love»¹ den Inhalt des Olrikischen Vortrages bilden sollen, so kann ich die Wahl des Themas nicht glücklich finden. Solche Sammlungen von intim beobachteten Einzelheiten lesen sich ja nett; aber für eine Rede vor grossem und zusammengewürfeltem Publikum wünscht man etwas anderes. Schade finde ich, dass Olrik den pedantischen und schillernden Ausdruck «love» gewählt hat. «Neigungen» wäre sachlich besser; oder «widerkehrende Verhältnisse». Ferner passen seine Aussagen weit mehr auf das Märchen als auf die Heldendichtung: man sieht recht deutlich wieder, wie diese letzte nur bedingt in den grossen Stall der «Volksdichtung» zu stellen ist. Dies hätte Olrik hervorheben müssen. Die fürs Märchen so typische Verdrei-

fachung der Vorgänge (zwei misglückte Versuche, dann ein geglückter usw., usw.) kommt ja in der Heldensage kaum vor – oder doch? Auch die «Zwillinge» kann man in den germ. Heldensagen nicht so aus éinem Gesichtspunkt beurteilen. Z. B. die beiden Brüder der Swanhildsage sollen gewiss nicht schwächer wirken, als wenn es ein Einzelner wäre; sondern es müssen zweie sein aus ganz individuellem Grunde, wegen der verhängnisvollen Tötung des Erp und des kurzen Zwiegesprächs am Schluss, das die Pointe der Sage dramatisch vorführt. Oder die beiden Brüder im Burgundenuntergang sollen nicht kleiner wirken als der eine Sigurd (das wäre eine ganz unreine Nebenvorstellung, ein solcher Vergleich soll nicht gezogen werden); vielmehr fordert der Aufbau mit dem Hortverschweigen usw. die Zweierheit. Dass Figuren wie Amleth, Ingeld oder vollends die Brautwerbungshelden nicht verdoppelt sind, ist einfach selbstverständlich. Ich glaube, es bleibt von diesem Zwillingengesetz für die Heldensage nur soviel übrig, dass man Knabenrollen gern verdoppelt: Niðuðs 2 Söhne, 1 Tochter, Halfdans zwei Söhne, eine Tochter; Erp und Eitil; auch die zwei Knaben der Signý, doch hier haben wir die märchenartige Verdoppelung der misglückten Versuche als Folie des dritten, geglückten (Sinfiotli) – vielleicht ein Wink, dass diese Verdoppelung erst der Sagaausgestaltung zufällt.

Mir kommt vor, dass du jetzt die Frage nach dem Spielmann in der deutschen Dichtung anders stellst, als wir es in unsern osterlichen Gesprächen taten.² Wir fragten nicht, ob es Spielleute gegeben habe, sondern: ist der Betrieb der Heroendichtung einmal von den Skopen völlig an die Spielleute übergegangen? und wenn ja, geschah dies schon im 8. Jahrh. oder erst etwa im 11ten, nachdem der gemeinfreie Bauer tiefer herabgedrückt war und dem Waffenhandwerk entfremdet war? – Es ist möglich, dass deine jetzt entwickelte Auffassung richtig ist. Ich wüsste nichts triftiges gegen sie zu sagen. Fruchtbar bleibt jedenfalls, sich den Unterschied der deutschen und der nordischen (isländischen) Zustände vor Augen zu halten: in Deutschland gab es 1) die Skope als Pfleger der Heldendichtung, 2) die Spielleute als Pfleger der Heldendichtung (so nach der herrschenden Auffassung). Im Norden gab es 1) die Skope, d. h. Hofdichter, unter dem Namen skáld, aber sie sind nicht die gewohnheitsmässigen Pfleger der Heldendichtung; 2) keine Spielleute und dennoch eine rege Heldendichtung; 3) eine rege Heldendichtung, die allem Anschein nach unberufsmässig von dem freien «Volke» vererbt wurde. Aber du magst recht haben, wenn du auf das exceptionelle der isländischen Zustände hinweistest. In Norwegen war möglicherweise die Heldendichtung auch noch höfischer, skopischer. Dass die Goten, die mutmasslichen Schöpfer dieser Kunstgattung, sie in den Hofgefolgen ausbildeten, ist auch mir die wahrscheinliche Annahme.

Zum Titel des Aandsliv!³ Ich für mein Sprachgefühl würde an dem «Altnordischen Geistesleben» keinen Anstoss nehmen. Aber ich ahne den Grund deines Bedenkens. Wie wäre es mit «Nordisches Geistesleben im Heidentum und nach der Bekehrung» oder: «Nordisches Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit»? Es ist ja etwas länglich, aber es fällt rhythmisch nicht schlecht.

Die *Volsunga saga*⁴ hab ich bekommen. Ich bin doch von der Anastase nicht sehr erbaut; es bleibt etwas verschwommenes, unreinliches, wenngleich besser als gewisse frühere Versuche. Aber so schlimm ist es nicht, dass es den Gebrauch in Uebungen hindern würde.

Neckels Buch⁵ wächst sich stattlich aus. Er hat mir schon 20 Bogen geschickt, und es steht noch manches aus. Es sind kühn zugreifende Leute, diese jüngern! Wir alte aus den 60er Jahren haben eine gewisse Zaghaftheit, wir bleiben gern vor dem Z stehn, diese Jungen buchstabieren keck bis zu Ende durch. Man merkt ihnen die elektrische Erschütterung an, die der 70er Krieg den Lenden ihrer Erzeuger gebracht hatte. Sehe ich ab von den vielen Einzelfragen, die unter die Kategorie des «sehr Erwägenswerten» fallen, und von der reichen Belehrung, die ich aus stilistischen Beobachtungen bei Neckel schöpfe (bes. den Bindungsverhältnissen), so kann ich sagen: das Buch berührt mich in vielen, wohl den mehreren Teilen sehr sympathisch, in anderen fast Boerisch, derbändig, radikal: so wenn Neckel aus dem Wielandsliede alles «Weiche» als jüngere Zutat ausscheidet, oder wenn er den kategorischen Satz hinstellt: «ganz ungermanisches Gepräge trägt die aus Saxo bekannte Dichtung von Hagbard und Signe», sie sei ein Schössling der deutschen Spielmannsdichtung – was dann natürlich sofort eingeschränkt werden muss im Blick auf die bekannten altskaldischen Zeugnisse. Was ist denn spielmännisch daran als die weibliche Verkleidung? und ist die etwa die Hauptsache in Saxos Form? Ist nicht just bezeichnend, wie auch dieses Schwankmotiv (wenn mans so nennen will) in ganz heroisch-ernster, unspielmännischer Weise verarbeitet ist? Da Neckel gegen die Zuteilung von Helgis Widerkehr an die alte, heidnische Schicht nichts einzuwenden hat, muss er das gesteigerte erotische Leben im Hagbard natürlich auch als vorspielmännisch gelten lassen. Es sieht ja in der Tat so aus, als wollte der Helgidichter das Liebesmotiv der Hagbard-sage übertrumpfen, – also die letzte war die ältere.

Meine öffentliche Constupratio steht noch bevor, Anfangs Juli. Gestern hab ich angefangen, mein Selbstlob zu entwerfen. Ich mach es mit höchstem Bedacht; als moralischer Mensch suche ich das Mass des Lügens nach Möglichkeit herabzusetzen. Aber eine Lüge im ganzen bleibt es doch, denn die Worte «Dank», «Zukunft» müssen fallen, da hilft kein Wenden und Drehen.

An der Asenfabel⁶ hab ich noch herumgeflickt und die Eingangs- und Schlussabschnitte stilisiert. Gelegentliche Einzelheiten stellen sich bei dem Wälzen im Lesesaal noch ein.

Wir stecken in der Periode der wilden Gewitter. Für gestern hatt ich mit Sarasins einen Ausflug nach der Pfaueninsel verabredet, aber der ganze Nachmittag war von Gewittern überschwemmt, sodass wirs bei einem trägen Kafe bei ihnen bewenden liessen. Meine Fassade wird angestrichen, und ich finde mich oft in der Gesellschaft der Handwerker, die sich an meinem Fenster unterhalten und mir ihre Wünsche mitteilen. Morgen tritt die neue Donna an und soll noch einen Tag lang von der alten eingefuchst werden. Für Pfingsten hab ich nichts vor. LaRoches haben abgesagt, und mich drängt es nicht zu einer Vergnüglichkeit; ich werde erst wieder ein relativer Mensch sein, wenn dieses Sommersemester vorüber ist.

Drucke gut weiter und grüss mir Olgam!

Herzlich dein

And.

- ¹ Vgl. den Aufsatz dieses Titels im Register (Olrik).
- ² In seinem Brief vom 25. Mai 1908 (UB Basel) hält Ranisch gegenüber Heuslers Meinung, das Volk als Ganzes sei Träger des Heldenliedes gewesen, fest, für die Zeit ca. 800 – 12. Jh. seien die Spielleute als Träger der Heldendichtung zu betrachten; die allgemeine Pflege der Dichtung durch das ‹Volk›, wie sie für Island bezeugt sei, sei etwas Singuläres.
- ³ Vgl. im Register unter Olrik.
- ⁴ Vgl. Ranischs Schriftenverzeichnis Nr. 39.
- ⁵ *Beiträge zur Eddaforschung*.
- ⁶ Geschichte von der Einwanderung der nordischen Götter aus Asien, die Heusler in Akademievortrag und -abhandlung behandelte (vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 175).

75.

Berlin 26. Sept. 1908

Lieber Freund, schon seit 10 Tagen sitze ich im Winterquartier, und es ist Zeit, dass ich dir eine kurze Saga meiner Sommerfrische schicke.

Aus der Kongresszeit lebt mir als ziemlich die netteste Erinnerung nach jener Montag, wo du auftauchtest und wir nun teils zu zweien teils zu dreien zusammen plauderten und der schöne furchtsame Isländer an unserer Tafel sass. Es lag eine gewisse Frische und Ruhe über dem Tage – nachher hatte alles eine gehetztere Tonart.

Olriks Vortrag wurde noch stramm eingeübt; ich weiss nicht, wie oft er ihn, an den Biedermeier-Sekretär angelehnt, hersprach. Wir brachten auch eine nennenswerte Kürzung zustande. Es ist sonderbar, dass ein Mann wie Olrik eine derartige Examensangst hatte vor einem solchen Vortraghalten – da er doch schliesslich auf freies Sprechen gar nicht abzielte! Item, es ging gut, darin sogar besser als bei den Proben, dass er mit weniger Pathos und Grabesduster sprach. Das Mühsame der Aussprache rief ein bischen den Eindruck des Stegreifs hervor; wiesehr es doch memoriert war, zeigte dem Kundigen eine Stelle, wo das satzeinleitende «Trotz» in einen früheren Zusammenhang mit «Trotz» hinüberlockte, sodass nun bei der Amletsage von neuen Ausgrabungen die Rede war, – unter dem Kopfschütteln des Amletisten Schick.

Der Vortrag scheint den besten Eindruck gemacht zu haben. Edw. Schröder nannte ihn ein Stahlbad. Darf man sich nicht gestehn, dass es, mit Olrikschen Massstäben gemessen, doch nur ein kleineres Produkt war? Keines, worin er unguem leonis zeigte.

Voretzsch wollte die Werbung Etzels um Kriemhilt als alte Brautwerbungssage, gleich der Chlodwigswerbung, dartun und die Bruderrache der Edda als das jüngere, verglichen mit der Gattenrache des NL, beweisen. Du siehst, man kann noch ziemlich viel behaupten in Nibelungiacis, – es bleibt dir beträchtlicher Schutt wegzuräumen in deinem Buche. Wir sassen dann einmal mit Vo-

retzsch beim Dinner zusammen und hatten einen lebhaften Disput mit ihm. Eine der wenigen Gelegenheiten, wo ich mit Olrik einig war! Diese Romani-
sten haben alle keine Ahnung von «Heldensage» – oder mindestens eine and-
re Ahnung als wir Germanisten. Man merkt auch gut, dass auf roman. Gebiet
Werke fehlen wie Saksnes Oldhistorie und Danmarks Heltedigtning.¹ Das Ein-
fühlen in die Sagen und das Erfühlen der Zeitstile ist dort noch nicht Usus.

Das bare Satyrspiel war Jostes. Unmöglich, auf Einzelheiten einzugehn (ich
habe auch fast keine Details behalten); das ganze war gleichmässig toll. (Ha-
gene aus Agaunum sei ein Pröbchen; oder: Fitela = S. Victor.) Das Unanständ-
ige war, dass der Falstaff statt der 30 Minuten 80 sprach! so weit überschritt
kein anderer seine Zeit.

Al. Bugges Rede über die Anfänge der Saga war recht gut vorgetragen (viel-
leicht ein bisschen schulmeisterlich, breitpurig). Sie enthielt mehrere schätz-
bare Beobachtungen, über Motivverwandtschaft zwischen nordischen und bri-
tischen Erzählungen. Das eigentliche Problem scheint er mir nicht gefördert
zu haben, schon deshalb weil er die Fragen lange nicht scharf genug stellte:
Entlehnung von epischen Motiven beweist zunächst noch rein nichts für
«saga» d.h. kunstmässig vorgetragene, gepflegte Erzählprosa. Mir scheint
nach wie vor, dass eine mündliche saga für die Vikinge in Britannien nicht
nachgewiesen ist. Ich nehme auch irischen Einfluss an. Aber ich denke mir, er
muss irgendwie direkt auf die Isländer erfolgt sein. Vielleicht lag das wesent-
liche darin, dass man bei den Iren den freien Prosavortrag kennen lernte und
diese þrótt² nachahmte. Denn Tatsache ist doch, dass keine einzige Erzählung
der Iren, keine einzige Sagengestalt herübergenommen wurde. Eine so wichti-
ge Frage wie die: ist die historische saga oder die heroische (Fas) älter? hat
Bugge nicht einmal aufgeworfen. – Olrik fand, nachdem Bugge den Vortrag
zur Probe vor uns losgelassen hatte: Vorschläge für Einzelbesserungen seien
nicht zu machen, der Mann müsste eben sein ganzes Denken umkrepeln.

Als Mensch ist Alexander sehr anders, als er mir nach Büchern und einem
Briefe vorschwebte. Ein robuster, breit auf den Beinen wurzelnder Mann, der
den vom Vater ererbten Wasserkopf mit selbstbewusster Ruhe in die Welt her-
einsteckt. Er ist nicht die Spur schüchtern, ist sprachgewandt (den gran Pio
Rajina, mit dem ich mich bei Roethe im Garten französisch mühte, redete er
frank auf italienisch an: sta melio qui che la basso! – sc. mit der Luft). Die
poetischen, zarten Schwünge, die er in seinen Vikingerne bekommen kann,
hat er als Mensch entschieden nicht!

An einem Abend waren er und seine Frau nebst Kaarle Krohn und Olrik bei
mir zum Essen. Da fühlte ich wieder stark, wie verschieden wir doch von den
Skandinaviern sind. Unser Lebensgefühl ist sinnlicher, bunter, lauter. Diese
Nordländer sind unter einem kargen Himmel aufgewachsen, und dies zusam-
men mit dem Calvinismus hat sie entsinnlicht. Auch meine Bertha war un-
tröstlich: die Herrschaften assen ja gar nichts!

Olrik ist ja der wärmste von diesen allen, – freilich auch eine Herzens-,
keine Sinnenwärme! item, wenn es nur eine ist. Ich bin ihm näher gekommen,
und in einem Briefe nachher ist er zum Du übergegangen – du magst es kin-
disch finden, aber die Freude darüber wird mir ein wenig getrübt dadurch dass

ich ihm vor seiner Abreise noch meine Akademie-Antrittsworte zugesteckt hatte (ganz konnt ich sie ja nicht vor ihm verhehlen, da schon Richard Moses geschwatzt hatte) – also eine Art freundschaftlicher Notzüchtigung oder was so aussehen kann. Doch räume ich natürlich ein, dass solche Erwägungen unter vornehmen Leuten nicht notwendig sind.

An einem Abend hatt ich neben Olrik Niedner und Neckel zu Tisch. Der arme Niedner! er nahms wohl furchtbar dankbar auf, dass man ihm seinen Suff verzieh. Er ist eine Ruine, schien auch den Gesprächen nicht immer unmittelbar folgen zu können. Neckel ist famos, keck, ein bischen frech, lässt sich – auch von Olrik – nicht auf die Wimpern klimpern, d. h. widerspricht gradheraus, woran ja Meister Axel eigentlich weniger gewöhnt ist.

Nimm dazu, dass ein mächtiger Frass bei Roethen mit manchen Fremdlingen zusammenbrachte, und dass man die Mittagsmahlzeiten mit Verschiedenen im Rheingold oder sonstwo abhielt, so siehst du, dass es an Geselligkeit nicht mangelte. Roethe hat sich übrigens als ganz idealer Präsident bewährt. Wir andere (ich hatte auch zweimal einen kleinen Vorsitz einzunehmen) sprachen Phrasen als Schlussworte, Roethe Gedanken. Nach der Jostessitzung sprach er von den «Irrwegen tollster Phantastik». Ich riet seiner Frau, ihren Mann vor dem Dicken zu beschützen; er scheint aber nicht aufgelauert zu haben.

Am 13. Aug. fuhr ich nach der Schweiz. Zuerst eine Woche in Engelberg bei LaRoche's; dort gelang uns mitten in dem trüben Wetter der UriRotstock mit einem herrlichen Vormittag. Dann holte ich meinen alten Herrn zu einer 14-tägigen Wanderung im Tirol ab. Die Grödener und Pala-Dolomiten gelten als mit die besten, aber in diesem meist etwas verschmutzten Sommer kamen sie nur halb zur Geltung. Für meinen Vater war die Sache kein rechter Genuss mehr; obwohl wir kürzere Touren nahmen als vorm Jahr, kam er doch nicht richtig zu momentanem Geniessen. Er muss nun mit solchen Reisen aufhören. Mich haben die Erzbösewichter, die Füsse, nicht ganz freigegeben, wenn es auch nicht zu bösartigen Verwundungen und Vergiftungen kam. In summa, ein etwas flauer Alpensommer.

In Basel zurück, erwog ich noch einen trip nach Dijon, um Freund Legras zu sehen. Da aber keine Nachricht von ihm kam, unterblieb es. Ich war schliesslich mit den beiden La-Rochen noch 4 Tage in München, wo die grosse Kunstgewerbe-Ausstellung uns ziemlich ausschliesslich in Beschlag nahm. Von dieser wäre ja nun manches zu erzählen; aber dies lieber mündlich einmal.

Meine hiesigen Tage habe ich mit allerlei small work verbracht. Ich müsste nun bald auf ein essbares Thema stossen. Hast du schon von Neckel gelesen? Ich bin particularly neugierig, wie er auf dich wirkt, und bitte dich, das Thema breit zu behandeln.

Auch sonst schreib von dir und euch. Dass Olga durch Berlin reiste und ohne Erfolg bei Frl. Grimm anklopfte, hab ich gehört. Frl. Grimm ist noch nicht wohl genug, um mich abends zu empfangen.

In herzlicher Freundschaft dein

And.

¹ Die beiden Titel von Olrik s. Register.

² Aisl. «Fertigkeit, Kunst».

76.

Berlin 22. November 1908

Lieber Ranisch, ich stehe in erheblicher Briefschuld bei dir! Und nun kam vorgestern auch der übersetzte Olrik:¹ nimm meinen besten Dank! Dein Deutsch liest sich glatt und klar, sem ván var at.² Du hast also Olrik einen wirklichen Dienst damit getan; und es gibt einmal eine Uebersetzung eines wissenschaftlichen nordischen Buches, die nicht in einem unbestimmbaren Halbdeutsch geschrieben ist. Auch die erweiterten Anmerkungen und das Register sind zu schätzen. In deinem Prooemium finde ich die Kennzeichnung Olriks S. X gelungen; nicht nach meinem Geschmack ist, wie du dir denken kannst, der Hinweis auf ungeschriebene Werke Olriks und die Abschätzung, ob der zukünftige Olrik grösser sei als der gegenwärtige. Aber in solchen Dingen scheint der Geschmack besonders vielseitig zu sein! – Auch die ganze «Aufmachung» des Buches ist nicht so übel – abgesehen von dem entsetzlichen Titelblatt mit seinem schulmeisterlichen Etagenbau «1. Sammlung, 5.(!!) Reihe ...»

Zu deinen Briefen! Also Göschen fuit³ – ! Ich muss sagen, ich habe es mit sehr gemischten Gefühlen vernommen und mich gewundert, dass ihr Landsleute des kategorischen Imperativs so verfährt! Aber da ich von diesem kategorischen nicht so hoch denke, fliesst ein Unterton von Vergnügen ein. Im Ernst: wenn du es als Erlösung verspürst und die paar Jahre nicht weggeworfen findest, ists all right.

Also diesen Winter stellt sich sanfte Lektüre zur Nibelungensage ein. Da kannst du dir einen dritten Band von Boer auf den Tisch legen; er kam mir gestern eben zu: er nimmt die nordischen Quellen eingehend vor (also das, womit anzufangen war) und erklärt dann die Brynhildsage aus der Geschichte der Schwedenkönigin Sigríðr en stórráða, Anf. 11. Jh. Es ist ernst gemeint – wie das ganze Buch; aber wieder ein steuerloses Herumtorkeln, dass man sich an den Kopf greift. Nun, du wirst ja sehen.

Auch ich finde es schade, dass du Neckels Buch nicht für die DLZ übernommen hast. Ich habe das Gefühl, dass bei den älteren Herren eine Voreingenommenheit (gelinde gesagt) gegen Neckel besteht, und es soll mich nicht wundern, wenn das Buch in der Presse schlecht wegkommt. Die Gründe mögen verschiedener Art sein. Item, mich hätte es gefreut, wenn aus deiner Feder ein sachlich-kritisches, aber von Wohlwollen getragenes Wort über Neckel geflossen wäre. Es fiel mir auf, dass auch Olrik nicht eben mit Wärme von dem Buche sprach; u. a. scheint ihn die Vorrede verschnupft zu haben; sie hat unleugbar etwas wichtiges, sie würde auf mich als captatio malevolentiae wirken, wenn ich den Verfasser nicht kennte. Es muss verdammt schwer sein, gute Vorreden zu machen!

Was du über Neckels Opus sagst, entspricht im Grundmotiv meinem Urteil. Er müsste noch viel mehr von Olrik lernen. Zwei Seelen sind in seiner Brust: eine verstandesscharfe, sezierende, anklägerische, Boerische; und eine künstlerisch erregbare, ästhetische. Die erste liegt tiefer bei ihm, die zweite ist mehr anerzogen. Bisweilen gibt das Zusammenspiel der beiden ein treffliches Konzert; oft überwiegt die erste Seele zu sehr. Misfallen tut mir, dass er nie das pro

und contra einer Frage exponiert und dann gleichsam mit dem Leser an der Hand zu einer Entscheidung vorrückt. Aber das scheint heute keine beliebte Methode zu sein; wirkt sie zu zaghaft, zu basenhaft? Man verfährt lieber anwaltlich und will den Leser mit einem starken Eindruck der Pro-Gründe übermannen.

Dein Gedanke, dass sich an Al. Bugges Vortrag anschliessend etwas über die Anfänge der saga schreiben liesse, ist erwägenswert. Zunächst habe ich etwas anderes ins Auge gefasst. Wir können vorläufig von dem sprachlichen Stile der isl. Sögur eigentlich nichts aussagen. Wo jemand darauf kommt, bleibt bei ganz allgemeinen Wendungen. Es müssten sich da doch gewisse Kategorien gewinnen lassen; Prädikate, mit denen man eine konkrete Vorstellung verbinden kann. Seit meiner Rückkehr hab ich schon tausende von Zettelchen beschrieben und (zum ersten Male seit dem EM-Glossar) die Fächer meines Hühnerstalles angefüllt. Doch ist die Sache noch embryonenhaft; ich weiss nicht, ob es sich bis zu einem Aufsatz verdichten lässt. Für mich hab ich einiges gelernt: ich lese isl. Prosa jetzt mit anderm Ohre. Und z. B. die Bestätigung ergab sich mir, dass die Niála in den meisten Teilen sprachlich einheitlich ist, nicht eine Ablagerung von x Interpolatoren, wie Finn will. (Ich sage: in den meisten Teilen, weil ich nicht alle darauf hin analysiert habe; ich glaube aber, dass man sagen könnte: in allen Teilen.) Nun hat die Niála freilich einen besonders individuellen Satzbau: ob auch bei Werken wie der Grettis saga Merkmale pro et contra Einheitlichkeit herauszuschürfen sind, weiss ich noch nicht; ich zweifle eher daran.

Dein Lockruf nach dem Harz tönte mir verführerisch in den Ohren. Aber ich hatte meine 5 Wochen in der Faulheit zugebracht und fand, bei der Kürze des Menschenlebens, ich müsse noch etwas für den Kategorischen tun. Eure Reise war also begünstigt – ich meine die in den Harz. Du schreibst nicht, ob Olga sich «Berge» so gedacht hatte, oder ob sie nach unten oder oben enttäuscht war.

Gewiss bin ich jetzt an der Reihe mit dem Besuchen, und ich denke mir manchmal den nächsten Frühling dafür aus. Damit ich dich nicht zusehr vom Bücherschreiben losrisse, müsste Meister Ziller viel mit mir musizieren. Diesen Winter bin ich nicht só amüsich wie den letzten; d. h. ich schenke etwa 1/2 – 3/4 Stunden täglich der Gagliana.

Da komme ich in deinem Briefe an die Bitte um einen Abzug der Akademie-Antrittsrede (die keine Rede war) – Herrgott, hab ich dir denn dieses unglückliche Machwerk nicht geschickt, «das man, und wär es auch geschehn, mit Nacht bedecken sollte.» Weissst du, ein so ganz lumpiges Jahr wie das vom Juli 1907 bis zum Juli 1908 hoff ich doch nicht mehr zu erleben. Ich glaub auch, mein matter Organismus würds nicht überstehn.

Die «Urgeschichte»⁴ hat dich einen Sonntag und einen Brief gekostet! Das ist hart; aber solche Opfer legt nun einmal Freundschaft auf. Ibsen hatte gute Gründe, nichts von Freundschaften wissen zu wollen. Ja, man kann es dem Kinde in Quartformat nicht auswischen, dass es in einem kalten Bette gezeugt worden ist. «und hätte der Liebe nicht ...» sagt Sankt Paulus mit Recht. Der schwerfällige Umfang wird nicht völlig gerechtfertigt durch die ca. drei gesi-

cherten und der altnordischen Literaturgeschichte nicht ganz gleichgiltigen Ergebnisse. Als mildernden Umstand kann man anführen, dass die Quartseiten kaum mehr fassen als ein gewöhnliches Oktav. Aber die Herren vom weiteren Fach scheinen das Ding für etwas zu halten; Kraus in Prag beglückwünschte mich zu der überzeugenden Etymologie Asen : Asien. Gut, dass es nicht lauter Kenner gibt! (Du verstehst, er hält die Etymologie nicht für lautlich richtig, aber meint, ich hätte diese Kombination erst gemerkt.)

Shakespeare wieder näher zu kommen, täte mir auch dringend not. Ich muss gestehn, dass seit meinen Jünglingsjahren Sh. kein wirklicher Faktor in meinem Leben gewesen ist. In meiner intensiven Goetheperiode zog er mich weniger an. Ich könnte wieder einmal tief in ihn eintauchen. Aber das müsste dann freilich englisch geschehen.

Ueber Finns Niála-Ausgabe hab ich eine Hinneberg-Rezension geschrieben, die ich für verdienstlich halte.⁵ Du wirst sie s.Z. bekommen. Gern hätte ich breiter darauf hingewiesen, wie für uns Nicht-Thulenser die Ísl.ss etwas ganz anderes sind als für die Isländer, die eben immer wieder, sie mögen noch so buchgelehrt sein, in diesen Sagas in erster Linie Historie sehen. Ich habe bei dem Anlass auch die Schriften über die Jurisprudenz der Niála zum größten Teil gelesen und mich eher in der Anschauung befestigt, dass die Niála eine zweifelhafte Quelle ist für Rechtsleben der vor-Grágásischen Zeit.

Die Buchproduktion ist andauernd von unheimlicher Stärke; ich suche keuchend und pustend mit dem Nächsten Schritt zu halten.

Hoopsen hab ich für die Heldensage zugesagt; 4 Druckbogen. Vor Neujahr werde ich kaum darangehn.

Wen würdest du ihm für die Mythologie am meisten empfehlen von den Dreien: Mogk, Golther, v. d. Leyen?

Wärest du in den letzten Wochen hier gewesen, wir hätten mehr politisiert als gefacht.⁶ Auch ein Nicht-Zoon politikon geriet hier in Erregung. Der ganze Vorgang war u. a. auch merkwürdig für die Psychologie der Massen (inkl. der Zeitungen): wie man anfangs jenes Interview gar nichts besonderes fand und dann das Entsetzen lawinenartig wuchs. So z. B. in der Vossen. Möcht nur wissen, wieviel vom ganzen dein Nafni⁷ erfahren hat!

Lebwohl und grüss Frau Olga bestens!

Dein And.

¹ S. Ranichs Schriftenverzeichnis Nr. 38.

² Aisl. «wie es zu erwarten war».

³ Ranich hat offenbar Heusler die Aufgabe seines Plans einer altdeutschen Lit.-Geschichte für die Göschen-Sammlung mitgeteilt; vgl. auch noch Brief Nr. 77.

⁴ S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 175.

⁵ S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 190.

⁶ Anspielung auf die *Daily Telegraph*-Affäre (ungeschickte politische Äußerungen Wilhelms II., die im *Daily Telegraph* vom 28. 10. 1908 veröffentlicht wurden, die Beziehungen zu Großbritannien u. Japan gefährdeten und in Deutschland eine vorübergehende Verfassungskrise hervorriefen).

⁷ Isl. «Namensvetter».

77.

Berlin 21. Febr. 1909

Lieber Freund, dein Brief brachte Neuigkeiten von nennenswertem Gewicht! Dein alter Feind unter den Schulräten (oder eher der von dir verachtete) ist abgegangen, und dem neuen hast du sofort imponiert, teils durch deine Bemühungen ums Altgermanische, teils durch deinen Unterricht. Und jetzt bist du als Sieger¹ in Verlegenheit, weil dein Weg über die Leiche von Freund Ziller geht! Ich empfinde das Fatale deiner Lage nach, vertraue aber euern beiden Charakteren und den kameradschaftlichen Beziehungen zwischen euch so sehr, dass ich keine ernstliche Kollision erwarte. Und auch Knoke reisst sich krampfhaft um dich und will dich vorteilhaft bekannten nicht verlieren. Wenn du nur nicht in Stücke gehst!

Ich bin begierig, ob die Sache seither irgendwie in ein neues Stadium getreten ist.

Das mit der recht empfindlichen Arbeitslast für die zwei nächsten Jahre will mir allerdings nicht gefallen! Unsere armen Nibelunge! Wie lange bleiben die nun verwaist, nachdem sie Boer so erbarmungslos auf die Strasse gesetzt hat? Die «grossen Zusammenhänge und die Richtlinien unserer geistigen Entwicklung» sind sehr schön; aber sie sind produktionsfeindlich, cf. Göschen Literaturgeschichte. Ich komme mir komisch vor, dass ich auf Produktion bei andern dränge, da seit einiger Zeit meine Litanei die Klage über Ueberproduktion ist. Man ist eben inkonsequent! Das Buch über die Nibelunge hätt ich eben wirklich gern von dir. Nicht nur weil es ein gutes Buch würde, sondern auch weil ich weiss, dass es dich nachhaltig erquicken und dein Selbstgefühl stärken würde.

Aber ich entnehme deinem Brief mit Genugtuung, dass du durch die neuen Aussichten nicht mutlos wirst, eher im Gegenteil. Da du nicht zu den sanguinischen Optimisten gehörst, darf man derartige Aussagen schon ernst nehmen.

Ferner willst du also das Organ von Heinrich Schröder² unterstützen, über das Roethe neulich temperamentvoll schimpfte: man dürfe die Lehrer nur zu sich (zu der Höhe der Universitätsmenschen) heraufziehen; das sei auch bisher gegangen; diese Zeitschrift aber wolle zu den Lehrern herabsteigen – ! Aber Kraus, Seemüller und andere Echte hätten auch nicht zugesagt, das habe er mit Freude konstatiert; usw. Das erste Heft fand ich sehr gehaltreich, und ich habe nur das eine einzuwenden, dass man wieder eine Zeitschrift lesen muss! wir haben gerade schon genug; wohin soll nur diese unheimliche Ueberproduktion führen? Ich halte jetzt gegen 20 Zeitschriften; und dabei fehlen noch mehrere, die ich eigentlich haben müsste, wie KZs., die Tidskrift for Filologi,³ Zs. für vgl. Lit.geschichte, die in Amerika erscheinenden. Und gleichzeitig gründet der Wichtigmacher Mehringer ein neues Organ «Wörter und Sachen»!! Der Mann hat einmal ein passables Schlagwort gefunden, und dies wurde ihm zum Verhängnis – und leider nicht nur ihm, sondern auch seinen Mitmenschen, die nun eine neue Zeitschrift lesen müssen. Meinst du nicht auch, wir sind doch heilig verpflichtet, jungen Leuten vom Studium der Philologie abzuraten: die Sache ist nicht mehr zu überschauen, für normale Kräfte

nicht mehr zu zwingen. Ausser eben durch immer weiter getriebene Spezialisierung.

Du als Begutachter einer Grammatik für Vorschulen gibst ein gutes Tableau – ungefähr wie ich als Begutachter von Dissertationen, die Brandl gesät hat.

An solcher Dissertationenpaukerei hat es diesen Winter nicht gefehlt! Durch mehrere Monate hin zogen sich die Druckkorrekturen der Arbeit von Fischer über die altisl. Lehnwörter. Das war ja auf einmal nicht viel, etwa drei Stunden, aber wiederholte sich eben öfter und ist noch nicht fertig. Dann hat Polak wiederholt seine Entwürfe und Skizzen über die Sigfridssagen vorgelegt. Ich sprach dir wohl im August davon? Das zog sich durch ein Jahr hin, und allmählich gewannen die Versuche an Fleisch und verloren an Phrase. Es ist nicht eigentlich mit feiner, strenger Methode gemacht, aber das nicht unbegabte Jüdlein hat ein paar hübsche Aperçus gefunden, die nach meinem Urteil die Annahme der Dissertation rechtfertigen würden. Ob Roethe ähnlich urteilt, weiss ich nicht; ich riet deshalb Polak, Teile seiner Arbeit vor der endgiltigen Stilisierung und Reinschrift Roethen vorzulegen, damit dieser ein ungefähres, vorläufiges Urteil abgebe. Aber als ich mit Roethe darüber sprach, erwiderte er in seiner genteelen Weise: das brauche es nicht; wenn mein Eindruck sei, dass man es annehmen könne, dann möge Polak ruhig den letzten Schliff geben. Ob sich Roethe durch diese Zusage gebunden betrachtet, bezweifle ich, da er so idealistisch und gegen alles bequeme Durchdiefingersehen ist.

Dann als Nummer 3 die Dissertation von Rotter über die Schnaderhüpfln. Roethe hatte seine Folioseite mit lebhaft lobenden Prädikaten gefüllt, Erich dahinter erklärt, er verstehe von diesen Sachen nischt; so ward ich Korreferent, vergrub mich drei Tage in die umfängliche Arbeit – sie brachte mir noch eine Menge Ueberraschungen, so lange ich schon mit Rotter über die Dinge verhandelt hatte; und zwar günstige Ueberraschungen: es ist merkwürdig, wie der langsame und keineswegs espritreiche Kopf, diese Kreuzung von schlesischem und italienischem Blute, zu intensiv selbständiger Betrachtung vorge drungen ist. Er hat sich die Schemata, die Fragestellungen erst selbst schaffen müssen; denn was er bei mir gehört hatte, gab doch nur allgemeinste Richtlinien, die Dinge lagen beim Schnaderhüpfl so eigenartig, dass man ganz neue termini technici schaffen musste. Dabei diese starke Freude an der Betrachtung des Einzelnen, oder wie man germanistisch sagt: an der Observation! Der Versrhythmus ist für den Jungen (von 27 Jahren) ein Erlebnis; er freut sich an den Formen etwa so wie ein Botaniker an Pflanzen. Aus solcher Stimmung heraus kann natürlich etwas gutes erwachsen!

Dies waren die erfreulicheren Fälle. Dann die unerfreulicheren: Einer hatte, *instinctu Brandelii*, 350 Folioseiten über die nordischen Eigennamen in England geschrieben. Er hatte mich wohl öfter beraten, aber einen eigentlichen Einblick in den Gang der Arbeit hatte ich nicht; es war vielleicht Indolenz, item ich dachte mir, es sei eine von anglistischen Fragestellungen ausgehende Sache. Nun war aber der Standpunkt ein ganz allgemein onomatologischer: die Aufteilung des englischen Namenschatzes bis ca. 1200 auf die drei Lager: angelsächsische, viking-nordische, normannische. Du kannst dir denken, dass

dies die Kräfte eines Anfängers übersteigt. Ja ich behaupte, zur Zeit könnte niemand ausser dem Göttinger Barbarossa⁴ diese Aufgabe lösen. Da hat sich denn dieser recht intelligente, in Uebungen immer glänzende Jüngling herumgebissen mit den englischen Urkunden usf. – eine Arbeitsleistung unheimlicher Art mit viel Akribie – aber mit ungenügendem Unterbau, denn: der normannische Namensschatz vor 1066 ist nicht bearbeitet, daher hat man hier keine Grundlage zum Ausscheiden des normännischen Drittels aus der englischen Masse. Förstemann füllt die Lücke nicht! Um von der Unzulänglichkeit der ostnordischen Namenbücher zu schweigen. Ich sass eine Woche an dem Wälzer und notierte eine Menge von Vorschlägen usw. Aber etwas wirklich organisches wird sich aus der fleissigen Arbeit nicht machen lassen.

Als Satyrspiel kam dann noch die Dissertation einer Anglistin, die erst von Tobler, dann von Zimmer weitergeschoben war, sodass ich (als Weiberexaminator) das Korreferat zu schreiben hatte. Es war eine Arbeit über eine mittelenglische Legende, hauptsächlich Ausgabe mit stumpfsinnigem Variantenapparat. Glaube nicht, dass ich in die Details sehr tief eindrang! Das war umso weniger nötig, als schon Brandl mit Zögern das «idoneum» zugebilligt hatte und ich als Nichtfachmann selbstverständlich seine Schülerin nicht zu Falle bringen wollte.

Bei solchen anmutigen Nebenbeschäftigungen bin ich seit Neujahr gar wenig zu eigenem Arbeiten gekommen. Die syntaktischen Zettelhäufungen mussten ziemlich ruhen. Diese Dinge sind wohl auch etwas weitschichtig und lassen sich nicht auf éinen Sitz erledigen. Ich befolge also dein Muster mit der Hervararsaga und lasse die beschriebenen Papire, zwar nicht in der berühmten Schieblade, aber doch in einer Mappe verschwinden; ob daraus einmal eine Auferstehung erfolgt, wird sich weisen. Im Herbst hab ich dir wohl zu sanguinisch von den Ergebnissen geschrieben: im ganzen blieb es bei den Ergebnissen, die ich schon vorher, intuitiv, gewonnen hatte (dass Snorris Stil ein ganz anderer ist als der der Ísl.ss. und derart mehr) – d. h. dies ist nun wieder zu schwarzgallig, der Ertrag liegt wohl in der Mitte. Was die Niála betrifft, so hatte ich den anfänglichen Eindruck der syntaktischen Einheit zu revidieren: es finden sich doch zwei Schichten. Die Rezension Finnur Jónssons war zum Glück noch nicht gedruckt. Für den März möcht ich nun sehr wünschen, dass ich eine ungestörte Zeit zum Arbeiten hätte. Denn jetzt muss es losgehn mit der Heldensage für Hoops. Ich denke mir die Sache dornig; das Zusammenpressen von möglichst viel Tatsachen auf engen Raum ist nicht ohne, und ich weiss nicht, ob es mir eigentlich liegt. Persönliche Beleuchtung muss naturgemäss zurücktreten. Ich gehe mit dem Gedanken um, ein paar Abschnitte aus der allgemeinen Physiologie der germanischen Heldensage voller auszuarbeiten: das gäbe evt. einen Vortrag für die Akademie, und der kurze Auszug davon wäre für Hoopsen zu verwenden. Z. T. wäre an Olriks Episke Love anzuknüpfen, wenn auch mehr in negativem Sinne; denn die germanische Helden-dichtung ist eben keine Volkspoesie in diesem Sinne.

Ist dir John Meiers Büchlein über Werden und Leben des Volksepos zugekommen? (Halle 1909) Mir erscheint es recht schwach, im Inhalt wie in der Form; der Mann scheint mit germanischer Heldendichtung gar keine nähere

Führung zu haben, er projiziert immerfort die andersartigen Zustände von Kirgisen, Serben und Sumatrabewohnern in unser Altertum. Ich würde gern dein Urteil hören; möglich, dass ich ungünstig beeinflusst bin dadurch dass Meier so ziemlich auf der ganzen Linie mit den Ansichten von Lied und Epos im Kampfe liegt (oder eher: im Zanke; es ist eine unfruchtbare Art des Leugnens; er soll doch Gründe geben, Tatsachen gegen Tatsachen stellen, denn is jut).

Ich hoffe immer noch, zu Ostern herum bei euch vorsprechen zu können. Habt ihr nichts vor? Wann würde euch mein Besuch evt. passen? Dass ich sehr gern in den Schauenburg (oder wie er heisst) krieche, wenn ihr Nichten bei euch hegt, versteht sich von selbst.

Uebrigens wünscht Roethe, dass Franck in Bonn zu Ostern eine Wörterbuchsynode veranstalte. Dann müsste ich natürlich hin. Ich bin daher nicht ganz frei in meinen Beschlüssen, aber diese Dinge weisen ja in gleiche Richtung wie Osnabrück.

Mit Meister Ziller würde ich nur zu musizieren wagen, wenn ich bis dahin wieder ein wenig hineingekommen bin. Diesen Winter hab ich Gagliana schnöde vernachlässigt; das spür ich an den Fingern der linken Hand und noch viel mehr an den Ellbögen der rechten: wenn mich der März nicht geschmeidiger macht, würde ich ohne Gagliana zu euch reisen.

Ich wollte eigentlich noch menschlicheres erzählen und plaudern. Aber das geht nun nicht mehr. Nur noch dies: der Abend mit Ferdžuk war eine Oase in diesem Winter. Dieser Zauberer an Liebenswürdigkeit und Menschenkunst kam und ging wie ein rosenduftender Hellene durch meine Tiefebene. Ich war den ganzen nächsten Tag hochgestimmt. Grüsst ihn auch von mir!

Heut in acht Tagen wünscht Frau vom Rat wieder ein paar Islandica vorgelesen zu haben. Wenn ich nicht faul bin, übersetze ich noch den *Ásbiörn Selsbani* aus der Hkr.; sonst muss es bei den drei Kunstwartsächelchen⁵ sein Bewenden haben.

Meine besten Grüsse an Olga! In alter Freundschaft

dein

And.

- ¹ Es handelt sich offensichtlich um die Verleihung des Professortitels an Ranisch; vgl. S. 68 f.
- ² *Germanisch-romanische Monatsschrift*, begründet von Heinrich Schröder 1 (1909).
- ³ *Nordisk Tidskrift for Filologi*, Kopenhagen 1877 – 1922, zuvor: *Tidskrift for Philologi og Pædagogik* 1860 – 73, *Nordisk Tidskrift for Filologi og Pædagogik* 1874 – 77.
- ⁴ Gemeint ist Edward Schröder.
- ⁵ Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 159, 168.

78.

Berlin 20. Juni 1909

Mein lieber Ranisch, aus deinem Brief sah ich, dass du trotz ungünstigen Schulstunden eifrig in die alten Sachen eindringst. Da ist also erstlich die Mythologie. Wenn dir der Göschensche Mogk einen besonders fortschrittlichen Eindruck machte, so liegt das wohl zumeist an den Abschnitten über die niedere Mythologie: für diese hat Mogk eine neue und entschieden bessere Einteilung gewählt und u. a. der Einsicht Aufnahme gewährt, dass es auch die nicht-personifizierten Naturmächte gibt als eine Gruppe für sich neben den Alben oder «Dämonen». Wer eigentlich diesem Gedanken zum Durchbruch verholfen hat, weiss ich nicht; einer der Vorkämpfer war jedenfalls Dietrich. Bei von der Leyen ist eine andere Sache: der gehört zu den Jungen, und die wollen vor allen Dingen einmal etwas neues sagen. Darin sind wir Veteranen anders: uns ist es zunächst darum zu tun, das Sichere, Gewusste priesterlich zu pflegen und weiterzugeben; wenn wir Neues dazu tun können, gut, verboten ist es nicht, aber auch nicht notwendig. Es gehört zu der Keckheit, die ich an den Jungen schauernd bewundere, dass sie vor allem ihre Persönlichkeit in dem alten Stoffe zur Geltung bringen wollen; ob etwas richtig und dauerhaft ist, die Frage steht an zweiter Stelle, an erster die, ob es noch niemand gesagt hat. Auch bei Neckel bemerke ich diese Geistesrichtung, er hat im übrigen ungleich mehr Gewicht als v. d. Leyen.

Die Göttersagen v. d. Leyens habe ich noch nicht richtig durchgelesen (sie kommen im Herbst an die Reihe, da ich im Winter Religion lese); was ich darin las, weckte gemischte Gefühle in mir. Die unglaubliche Geschmacklosigkeit, dass er mich so neben Olrik nennt, habe ich ihm mündlich verwiesen.

Das «publikum» für dieses Buch darf man freilich nicht unter den «Gebildeten» suchen, es ist nichts für den Salon, auch trotz dem Umschlag nichts für die Kinderstube. Offenbar dachte Leyen an gewesene Studenten und dgl., an Solche, die sich sehr dafür interessieren, was Prof. X und was Geheimrat Y über Ziu und Wodan geäussert haben. Dabei hat ja Leyen, rein stilistisch genommen, ein grosses Geschick, für die Gebildeten zu schreiben, findest du nicht? Er ist frei von der leidigen, säuerlichen Umstandskrämerei, die seit dem 16. Jahrh. den meisten deutschen Prosaisten anhaftet; er hat etwas von dem Nietzscheschen «Tänzer» – im guten und im weniger guten Sinne.

Dann gabs also die Edda. Zur Rígsþula möcht ich bemerken: Es ist nicht ratsam, zwischen den Angaben der Skiöld.s. (= Y.s.) und des Gedichtes einen Widerspruch zu konstruieren. Auch wenn man, wie du, das Gedicht für älter hält als die Saga, wird man zunächst davon ausgehen müssen: die Saga hat sich an das Gedicht gehalten. Dann also ist Konr ungr, der erste König, entschieden als ein Däne zu denken, nicht als ein Norweger. Dass die Kreierung des Königtums Dänemark erfolgen sollte, beweisen ja die Namen Danr und Dana, zusammen genommen, klärlieh. Und nichts spricht dafür, dass Konr ungr aus einem der andern Hauptländer erst zu Danr-Danpr hinüberwandert. Es wäre auch eine abstruse Vorstellung dieses wunderlichen Philosophen, dass ein Norweger nach Dänemark gegangen wäre und dort das erste Königtum ge-

gründet hätte! Die Idee war viel zu verbreitet, dass Alles einmal von Süden her kam – oder auch von Osten her, nicht aber von Nord nach Süd.

Nun könntest du einwenden: Konr bleibt nicht in Dänemark sitzen, er holt sich von dort sein Weib nach Norwegen. Aber warum hätte dann die Skiol-dunga dies mutwillig verändert und als Szene für das Ganze Dänemark ange-geben? Ist es denn nicht ungemein einleuchtend, dass zu den Keimen der Rþ. der Gedanke gehörte: «konungar» hat es nicht von jeher gegeben, früher hatte man andere Titel, dann stieg einmal, und zwar in dem führenden der nor-dischen Lande, aus den jarlar ein konungr empor.

Ein Hauptpunkt ist nun die von Olrik behauptete irische Herkunft der my-thischen Fabel. Ich glaube mich trübe zu erinnern, dass ich ihn einmal nach dieser Quelle fragte, und dass er ausweichend antwortete. Aber wie gesagt, trübe! Jedenfalls war einer meiner ersten Griffe in deiner Verdeutschung der nach den Anmerkungen zur Rþ., und enttäuscht sah ich, dass diese Vater-schaft Dagdés nicht urkundlich erhärtet ist. In meinen irischen Mythologien (Arbois, Squire) habe ich *recherché en vain la paternité*; doch ist dies nicht entscheidend, da wohl manches in diesen Werken fehlt. Ich will Olrik wieder einmal interpellieren.

Ad vocem Olrik: er schrieb mir vor wenigen Tagen, dass er lange, 2 Monate udenfor videnskablgt arbejde¹ gewesen sei, den meste tid ligget med gigt-feber,² und jetzt genese er langsam. Ist das nicht eine verfluchte Geschichte? Als damals der Rolf Krake herauskam, hätt ich nicht gedacht, dass man auf den zweiten Band mehr als sechs Jahre zu warten habe.

Da wir grade von Kranksein sprechen, muss ich noch über mein abdomina-les, abominables Leiden melden: nachdem ich hier das Gröbste erledigt hatte, suchte ich mir einen neuen Arzt auf, einen Sonderling (ich las gestern einen Artikel Trautmanns gegen Fremdwörter) für Darmleiden. Der Mann gefiel mir besser als der frühere, weil er mir weder den Kopfsalat noch die Aepfel verbot, mir überhaupt nichts verbot (ich bin in sólchen Dingen gegen das Negieren): rein positiv zeichnete er mir eine Kur vor, die 1 1/2 Tage ausfüllt, und die sich künstlerisch in 3 Teile gliedert: erst Fasten (Kafe und Schleim-suppe als einzige Nahrung), dann der Sturmflug, bestehend aus Kalomellpul-vern und (eheu!) Rizinusöl; endlich der absteigende Teil des Darms, der in jedem Sinne eine Katharsis herbeiführt, auch von den Würmern gründlich reinigt – aber, dies ist das «desinit in atrum piscem»: nur für c. 5 Wochen; dann fangen die kleinen weissen Maulwürfchen wieder an zu wühlen und zu bohren. Und so hab ich mich denn schon zum zweitenmal dieser Gewaltskur unterworfen. Dass sie grade die Nerven sehr stärke, möcht ich nicht be-haupten.

Ich bin fleissig für Hoopsen. Bisher hab ich in der Ausarbeitung der Artikel-chen Schritt gehalten mit der Vorlesung: ginge es so weiter, so hätt ich also am ersten August die Heldensagen-Artikel fertig, und es bliebe mir für September und Oktober noch der grosse Artikel über «Dichtung».³ Aber so günstig wird es nicht verlaufen, da mir jetzt der Akademievortrag in die Queere kommt; auch machen die nordischen Sagen, deren Hauptmenge noch aussteht, mehr Mühe als die deutschen. Du lieber Gott! ich bin ein entsetzlich mühseliger Ar-

beiter! Vor jedem einzelnen Artikel sitz ich da und seufze und sage mir: den zwingst du nicht! diesmal geht es nicht! – Allein schon das Stilisieren ist ein fortwährendes schnaufendes Ringen mit Hemmnissen. Man wird so verflucht heikel; man hat keine Ruhe, bis eine gewisse Wortfolge heraus ist, – so als ob es eigentlich auf den Rhythmus ankäme, als ob die Ueberzeugungskraft der Gedanken im Rhythmus läge! Ganz toll! dabei wird ja kein Leser davon berührt; der Wert der Ware wird nicht um einen Deut erhöht durch diese Quälereien – vielleicht umgekehrt? man merkt den Schweiß an? Wie beneide ich einen Deutschbein für die Wurstigheit, die es fertig bringt, eine Unlogik wie diese so und so oft durch den Mund und die Feder ziehn zu lassen: «dass die Beowulfsage . . . in Nordhumbrien heimisch gewesen ist, verdanken wir dem Nachweise von E. Sievers»!!!

Nicht leicht wurde mir der Artikel über die Tyrfingsagen; d. h. speziell Heiðrek, denn Hjalmar und Hunnenschlacht bekommen ihre besondern Artikel. Du bist hier grösster Kenner und erlaubst gewiss, dass ich dir nächstens das Brouillon schicke zur Durchsicht. Du sollst natürlich nicht die Geheimnisse deiner Schieblade verraten, nur anmerken, wo ich mich positiv verhaue oder wie etwas zu drehen wäre. Allerdings: ohne Vergrösserung des Umfangs! den hab ich ohnedies ein wenig überschritten.

Der Akademievortrag schränkt sich auf die zwei Abschnitte ein: Die Rolle des Geschichtlichen, und die Rolle des Mythischen. Der dritte, die poetischen Typen, geht nicht mehr in die zwei konzedierten Druckbogen. Es wurde ein Geplauder für die 8 – 10 Leute, die sich für Heldensage interessieren; neue Gedanken stehn nicht drin, sodass ich nur im prüfenden Hinblick auf gewisse Sitzungsberichte von Weinhold, Dilthey, Brandl u. ä. mich entschliessen kann, es zum Druck zu geben.⁴

Hat dir Roethe seine Nibelungias nicht geschickt? Sie macht verschiedenen Eindruck; im Sprechzimmer, wo ein paar Tage eifrig darüber geredet wurde, traten R. M. und ich für sie ein, Rödiger, Delbrück und aus dem Hintergrunde Zimmer dagegen. Es lässt sich in der Tat so bezeichnen: wer schon vorher daran glaubte, ist erfreulich bestärkt, wer nicht glaubte, bleibt in seinem Zweifel. Methodisch ist es gut gemacht; ich finde auch, Roethe hat auf Gebieten, die ihm ein wenig ferner liegen, wie Ps., einen guten Riecher. Schade, dass er Boer höflich beschwieg, statt ihn in die Pfanne zu hauen.

Doch ich bin neugierig, wie du urteilen wirst!

Nun reist ihr schon bald durch! Und ich habe das Gefühl, dass man noch im untern Teil des Berges stehe! Es wäre nett, wenn sich eine kurze Begrüssung erreichen liesse.

Haben sich die Kinder in den englischen ländlichen Babies erkannt? – Wie findet ihr Maria Schön? Sie kam mir männisch vor, das Gesicht knochig geworden, die Stimme illusionslos; wie Eine, die mit dem verdammten Pflichtleben nun eben einmal in Gottes Namen Ernst machen will.

In dem Sagenkolleg hab ich unheimlich viel Weiber; etwa 2 Fünftel von einigen Vierzig (d. h. diese Zahl bezieht sich auf die Summe, nicht auf das Alter). Und ich muss sagen, es stimmt manchmal meine Lust tief herunter, wenn ich alle diese träumerischen, unsachlichen, unverstehenden Augenpaare auf mich

gerichtet sehe. Ich gehe bisweilen wie gerichtet aus der Vorlesung: ist dies das Ende 20jähriger Dozententätigkeit, dass man sich vor Weibern abhaspelt. Nein, mögen sie überall sein, nur nicht im Hörsaal!

Olga wird mir beistimmen und sei gegrüsst! Das Baronesschen desgleichen. Und du nicht minder!

Fällt mir noch ein: für «Nord und Süd»⁵ schrieb ich im Winter diese Konfession. Es wurden Aeusserungen über Gott und göttliche Dinge gesammelt von Professoren, Posträten, Rechnungsräten usw., und mir wars Bedürfnis, auch einmal etwas über den alten Herrn zu sagen, was er nicht an den Spiegel steckt. Abzüge bekam ich so gut wie keine; daher schicke ich dir diese Kladde. Denn ich möchte es doch in deinen Händen wissen, obwohl mir ja dein abweichender Standpunkt bekannt ist. Wir werden uns darüber nie schärfer verzancken als am Minnewater, lac d'amour.

In diesem Sinne

dein alter

And.

Für *«Nord und Süd»*.

An den Namen Atheismus und Religionslosigkeit hängt immer noch ein Odium. Die Folge ist, dass man das Wort Religion in verwaschenem Sinne gebraucht: man setzt Religion gleich Moral; oder man nennt religiös den Glauben an den «Fortschritt» oder den Glauben an eine naturwissenschaftliche Hypothese. Die Religionshistoriker sollten dieser Entleerung des Begriffs keinen Vorschub leisten. Religion ist der Glaube an aussermenschliche Wesen mit menschenähnlichem Willen, die auf unser Leben einwirken. Daher ist Religion in ihrem Kerne supranaturalistisch. Mag das Christentum von jeher, wie auch die andern höhern Religionen, das Ethische stark, ja bis zur Einseitigkeit betont haben; mag es in seinen besten Zeiten eine nicht allzu mystische und magische, eine mythenarme Lehre gewesen sein: welcher urkräftige Kern von Uebernatürlichem, Jenseitigem steckt doch in der Predigt Jesu und in der Gläubigkeit aller Christen bis zur Aufklärungszeit!

Soll ich nach langjähriger Beobachtung an Christen aller Lager meine Meinung von den «religiösen Grundgedanken» im Christentum formulieren, so würde ich drei Stufen unterscheiden. Die stärkste Religiosität bekennt sich zu dem persönlichen Gott als allgegenwärtigem Helfer und Strafer und betet zu ihm, in Not und Gefahr Leibes und der Seele, um Eingriffe in den Gang der Natur; es ist der Gott der Wunder, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Eine behutsamere, geistigere Gläubigkeit wagt die Gottheit nicht mehr für das Wohl und Wehe des Einzelnen zu bemühen: sie beschränkt sich auf eine göttliche Weltordnung im grossen, deren Spuren in Natur und Weltgeschichte zu erkennen seien; das Gebet wird zur huldigenden Ansprache oder zum beschaulichen Monolog. Noch vergeistigter und dünner (denn Vergeistigung wird Verflüchtigung) ist eine dritte Art der Religion: der Machtbereich der Gottheit ist nur noch die Sittlichkeit; man hält «das Gute» und «das Böse» für feststehende Werte; Gott bejaht «das Gute» und wird dereinst irgendwie einen Ausgleich zugunsten «des Guten» herbeiführen; vom Gebet ist übrig geblieben die Selbstermahnung, der Blick auf Gott als das sittliche Ideal. Der

Unsterblichkeitsglaube, auf der ersten Stufe ein weltüberwindender Glaube an die Auferstehung des Einzelnen, wird weiter oben unbestimmter, unpersönlicher und hört auf, als suggestive Macht in das Leben des Religiösen einzugreifen. Wo das Bild von Gott als dem Wesen mit menschenähnlichem Willen schwindet, geht die Religion über in Philosophie oder in allgemeinen Idealismus. Wie ein unbekannter Weiser sagte: Als der Herrgott altersschwach wurde, da war er nur noch Moral; als er aber auf dem Sterbebett lag, wurde er ein Naturgesetz.

Meine persönliche Erfahrung ist, dass religionsgeschichtliches Nachdenken, wirksamer als Darwinismus und anderes, den religiösen Glauben auflöst. Man sieht, dass die religiösen Vorstellungen zurückgehn auf Vermutungen, auf Deutungsversuche des unentwickelten Menschen und durch alle Vergeistigung nicht hinauswachsen über die unwahrscheinliche, mythologische Hypothese; man sieht, dass die unleugbaren, höchst realen Kräfte der Religion rein seelisch-leibliche, diesseitige Tatsachen sind, dass auch ein wunderwirkender Fakirglaube nichts für die Wahrheit des Geglaubten beweist. Wer mit diesem Blick auf das Leben Ernst macht, der ist religionslos und Atheist. Die Lücken der Erkenntnis vermag er nicht mehr mit anthropoiden Hilfskonstruktionen zu füllen; er hat das unerbittliche Misstrauen gegen diese Mythologischen Grössen, auch gegen die feinen: der «Zweck» ist ihm der letzte Fetisch.

Mag sein, dass religiöse Stimmungen ihm verbleiben: der Drang, zu verehren, zu danken oder anzuklagen, zu zürnen – über die Menschengesellschaft hinaus. Aber zu Religion reicht dies nicht hin. Religion braucht neben den Gemütsstimmungen das Fürwahrhalten.

Es geht der Religion wie der Kunst: beide setzen ein gewisses Mass von Kindlichkeit voraus, und der Stand der Unschuld, einmal verlassen, ist auch hier nie wiederzugewinnen. Religion und Kunst sind der bunte Nebel, den der Phantasiemensch auf dem Wege zum Verstandesmenschen zu durchwandern hat.

Berlin, Januar 1909

Andreas Heusler

¹ Dän. «außerhalb wissenschaftlicher Arbeit».

² Dän. «die meiste Zeit mit Gichtfieber gelegen».

³ Dieser erschien erst 1913 (vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 227).

⁴ Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 185.

⁵ Kulturzeitschrift, 1877 von P. Lindau in Berlin gegründet.

79.

Berlin 26. Sept. 1909

Lieber Freund, es ist später geworden, als ich gedacht hatte, mit meinem Schreiben nämlich. Ich bin schon 2 1/2 Wochen hier – fleissig, wenn auch, wie gewohnt, mit dünnem Ertrag. Euch gehts hoffentlich gut! Meine Sommerfrische war wohlgeglückt. Zuerst in Engelberg bei LaRoches 12 sehr angenehme Tage; der Sommer war besser als sein Ruf, wenigstens im August. Ich

stapfte für meine Verhältnisse viel und schwitzte wie noch nie: das macht das böse Fett! auch mein Führer sagte mir, wenn ich besser steigen wollte, müsst ich magerer werden. Aber was hilfts? Das Steigen selbst macht mich nicht mager, weil ich nachher mit umso grösserm Hunger einhaue: diese ganze Reise hat mich nicht schlanker zurückgebracht. Item, ich ging dann mit der 14jährigen Nichte Heida über zwei Pässe nach dem Gotthard; dort hatten wir zwei trübe Tage und einen strahlenden. Das Kind fand es natürlich sehr romantisch, so mit dem Onkel in der Welt herumzuziehen.

Nachdem ich mich noch einige Tage in Basel der Familie gewidmet hatte, besuchte ich die Familie Rotter in Hallein bei Salzburg und hatte dort fünf Tage lang österreichisches Wohlleben, grosse Gemütlichkeit und schöne Gegend. Dann gings nach Karlsruhe zu meinen Dortigen und endlich etwas kilometergesättigt nach Hause.

In Basel verfiel ich in eine Jugendtorheit: ich konsultierte einen Arzt gegen meinen Schreibkrampf. Der Mann hat als Orthopäde einen ziemlichen Ruf. Ich hoffte halb und halb, er werde einen anatomischen Eingriff vorschlagen. Denn nach meiner Ueberzeugung (der kein Doktor beitrifft) liegt das Uebel irgendwie an einer schiefen Wickelung eines Muskels oder eines Bandes, kurz an einem anatomischen Fehler. Besagter Arzt aber glaubte ein Geschwulst an der rechten Schulter zu entdecken und meinte, dieses sei zunächst einmal durch vierwöchige Massage zu entfernen; nachher könne man durch Gymnastik ein weiteres tun. Er empfahl mir einen Orthopäden hier. Zu dem ging ich denn, aber er fand nichts von einem Geschwulst, stand überhaupt der Sache mit augenscheinlicher Ratlosigkeit gegenüber. Er hat mich nun viermal massiert – ohne die mindeste Wirkung auf Schreiben oder Geigen. Darauf riet er selbst, wir wolltens lassen; wenn es wieder so heftig würde wie im letzten Semester, könnt ich ja wieder kommen. Und jetzt lach ich mich aus, dass ich nach all den früheren Erfahrungen nochmals auf einen Leim gekrochen bin!

Darf ich dir hier meinen Hoops-Artikel über die Tyrfingsagen¹ schicken zu kritischer Durchsicht? Du sollst natürlich nicht neue Forschungen anstellen, aber was dir von deinen frühern Einsichten noch eben präsent ist, kannst du evt. zu Berichtigungen verwenden.

Von den Heldensagenartikeln fehlen noch Ermenrich, Dietrich v. Bern und die Burgundensage, dazu zwei kleinere. Das ist ja nicht gefährlich, nur dass ich froh wäre, wenn ich mich ganz dem Artikel «Dichtung» hingeben könnte. Denn hier sind mir die Umrisse, das Wie und Woso noch ganz unklar – das soll nun in éinem Monat ausgebrütet werden! Dabei kann jedenfalls nichts Reifes herauskommen. Ich hoffe immer, Hoops verlängert einem die Frist bis Neujahr; denn ich kann mir nicht vorstellen, dass auch nur die Hälfte von unsern verehrlichen Fachgenossen einen so kurz bemessenen Termin innehalten wird, vgl. die Erfahrungen mit der Kultur der Gegenwart! Wenn also diese zwei Monate zugegeben werden, dann ist schön und gut. Aber vorerst richt ich mich so ein, als bliebs beim 1. November.

Für die «Dichtung» häuf ich einen Stoss von Blättern mit Excerpten an. Kögel ist für solche Zwecke famos; Kelle gibt fast gar nichts her. Auf nordischem Felde sind eigentlich diese Schlagworte, Zeugnisse usw. nie systema-

tisch gesammelt worden, oder? Man *hat* dort eben etwas, darum kehrt man sich nicht an die Namen des Nichtvorhandenen! – Worin man über Kögel wird hinausgehen können, das ist, eine lebhaftere Föhlung herzustellen zwischen dem Bezeugten und dem Erhaltenen. Bei K. hat man oft das Gefühl, als seiens zwei ganz getrennte Welten. Freilich wird sich jene Föhlung auch nur mit Hilfe der nordischen Materialien herstellen lassen, die ja für K. abseits lagen.

Neuerdings fiel mir bei Kögel auf, wie er eine scharfe Grenze zieht zwischen dem strophischen epischen Liede und dem unstrophischen Epos. Für seine Perspektive gehören Finnsburg und Beowulf dicht zusammen: zwischen diesen und einer Völundarkviða yawns a gap. Ich schlage den Unterschied von strophisch und unstrophisch viel geringer an, deshalb weil der Uebergang ganz allmählich vor unsern Augen geschieht. Die wichtigeren Dinge sind die inneren Qualitäten der Gedichte: das Aufbauen einer Fabel, mit Dialog usf. Kurz, das «Heldenlied» muss sich möglichst scharf von allen älteren Gattungen abheben (bei Kögel kann z. B. der Grabgesang bei Attila als einigermaßen episch figurieren!); die Umbildungen innerhalb des Heldenliedes sind von sekundärer Wichtigkeit.

Viel Zeit hatt ich noch an die Sigfrids-Dissertation von Polak zu wenden, die von Roethe begutachtet, aber kaum korrigiert worden war, und die in jedem dritten Satz eine sprachliche Unmöglichkeit enthielt.

Gestern hab ich mit dem Ehepaar Herzfeld den Eingebildeten Kranken gesehen im Schauspielhaus. Merkwürdig, mit welcher angsthaften Resignation die beiden an ihrem Leben weiter flicken. Sie studiert Hals über Kopf Chemie; er steht halb unwillig, kopfschüttelnd, machtlos daneben. Er nimmt dafür die skandinavischen Sprachen furchtbar wichtig: er schreibt seine Billetchen an mich auf norwegisch; er kann sagen: «ja Heusler, diesen Winter muss ich mich nun doch ins Schwedische hineinmachen, es geht nicht mehr anders» – und wenn seine englischen Studien, bei denen ihm ein bestimmtes Ziel vorzuschweben scheint, abgetan sind, dann will er sich ganz auf das Neuskandinavische werfen! Etwas von einer Ibsenschen Figur, ein Anflug von Hjalmar, nicht?

Was hast du jetzt in den freien Stunden vor Dir? Schröder schrieb mir, dass du die Last deiner Rezensionen abgewälzt hast: es war eine scherzhafte, für den Barbarossa ungeheuer kennzeichnende Sache, mit der ich dich einmal mündlich belustigen will.

Straf mich nicht für mein langes Schweigen; lass bald von dir hören!

Fällt mir grad noch eine selbstsüchtige Frage ein: von Verwendung ynglingischer Gestalten im jüngern isl. Heldenroman ist wohl Eirek und Alrek in der Gautreks saga der einzige nennenswerte Fall? oder wüsstest du andere? (bei Hjalmar und Ingibiörg liegt es anders.)

Viele Grüsse an Olga!

Freundschaftlich

And.

¹ S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 281.

80.

Berlin 5. Nov. 1909

Lieber Freund, in Gedanken hab ich sehr oft an dich geschrieben; heute solls zur Tat werden! Die kurze Fieberperiode des Ueberganges ins Semester ist überstanden. Ich lese Religion und Phonetik vor üblichen Hörerzahlen, in der Edda sitzen vorläufig etwa 40, was darauf beruhen mag, dass ich erklärte, ich wolle selbst interpretieren. Sehr gegen meinen Wunsch bin ich allmählich in den Ruf gekommen, worin mein Lehrer Paul in Freiburg stand: dass ich die Schwachen im Geiste ironisch behandle. Das hat man für Uebungen nicht gern.

Ich lege deinen Brief vor mich. Dass dir der Noreen¹ auch noch den ganzen Augustmonat trüben musste, ist vom Teufel. Es ist dir höchste Sorgfalt in der Wahl deiner Rezensenden zu empfehlen (mit den -enten würdest du es nicht so tragisch nehmen).

Sehr wichtig hast du mein Heldensagliches im gelben Umschlag genommen, und für deine mir wie immer wertvollen Randglossen sag ich dir besten Dank. Es muss schon so sein, dass das Bedürfnis nach dem Warum schwach in mir entwickelt ist, schwächer, als es für einen videnskabsmand² gut ist. So fiel mir auch erst post festum und in Folge einer Interpellation durch Hübner ein, dass der berührte Gegensatz zwischen franz. und germ. Heldensage nicht aus verschiedenen Volkscharakteren zu erklären ist, sondern aus der verschiedenen Zeitstufe: im 9. – 11. Jahrh. hatte man Gefühl für Vaterland und Religion. – Aber wie ists denn: *stellst* du nicht nur sondern *bejahst* du die Frage, ob die germ. Heldendichtung gemäss ihrer Kulturschilderung älter sei als die Wanderungszeit? Das würde zu grossen Konsequenzen führen. Bisher warst du wohl auch ein Anhänger Müllenhoffs in diesem Punkte, und ich bleibe es, denn mir scheint, jene Umweltschilderung erklärt sich als Vereinfachung, als kindliche Optik der Dichter jener Zeit.

«Märchen» ist in der letzten Zeit oft und gut definiert worden, sogar bei Wundt; ich hätte dem nichts erkleckliches beizufügen gehabt. Ueber das Wesen von «Märchen» ist man viel klarer und einiger als über das von «Sage».

Den «geschichtlichen Anstoss» hast du von jeher etwas höher angeschlagen als ich; aber es handelt sich da nur um Gradfragen. Mein 1 + 2 + 3 + 4 durch dein 1 + (2 + 3 + 4) zu ersetzen, wäre ich im allg. nicht abgeneigt. Dagegen würde ich deinem einsamen Wieland, als Einzigem ohne historischen Kern, mehrere und erlauchte zur Gesellschaft geben: Frið-fróði, Amleth, Ortnid als Drachenkämpfer, Sigfrid, Beowulf (ich glaube nicht an den rein postulierten historischen Bw.). Verstehn wir uns!: dass mehrere dieser Helden an geschichtliche Figuren angelehnt wurden, gehört auf ein anderes Brett: dás ist ein Hauptmittel der historischen Kostümierung; und darin sind wir alle einig: dies gehört zur Definition der «Heldensage», dass sie geschichtsmässig eingekleidet sei. So hab ich auch nichts dagegen, dass König Níðuð einmal gelebt hat. Nur dass die Fabel, dás optische Gerüst, recht oft nicht allmählich aus dem (entstellten) historischen Berichte hervorwuchs, sondern aus vorhandener Dichtung kam, das würde ich festhalten, – sieh namentlich auch Hildebrand!

Die 43 Artikel zur Heldensage sind letzten Samstag an Hoops gewandert. Damit hätt ich also den Termin gut eingehalten. Auch den Artikel «Dichtung» hätt ich wohl bis zum 1ten fertig bringen können, wenn Not an Mann gegangen wäre. Só aber erbat ich mir die Gunst, ihn noch bis gegen Weihnacht bei mir keltern zu dürfen. Mit jenen heldensaglichen Artikeln glaub ich etwas verhältnismäßig Ausgereiftes gegeben zu haben; seit langen Jahren hatt ich zum erstenmal wieder den Eindruck, dass ich etwas mache, was in dieser Art kein Anderer machen könnte – was denn freilich eine sehr zwei- oder mehrdeutige Aussage und jedenfalls nur ein verklausuliertes Lob ist! Aber du kennst das Gefühl: bisweilen glaubt man nur als zufällige Nummer etwas zu schreiben, was jeder Andre auch so schreiben würde, wenn er zufällig dieses Thema erkorren hätte; anderemal fühlt mans anders. Komisch war, dass ich fast bis zu Ende unter dem Zwange geseufzt hatte, kurz zu sein, und mein Mass schlimm überschritten glaubte; und wie ich schliesslich die Reinschriften genauer berechnete, da fand ich, dass ich vielmehr zu schlank geblieben war; worauf ich schleunigst die noch nicht kopierten Alboin und Hálf etwas aufquellen liess, die noch ungeschriebenen Amelunge und Attila behaglicher gab und einen neuen Wate beifügte.

An den Artikel «Dichtung», der also etwa 20 Druckseiten grossen Formates und engen Druckes geben soll, bin ich mit Unlust herangetreten, fand dann aber viel Spass daran. Mit der Aufteilung unter die Gattungen, was den meisten Raum füllen soll, fing ich zaghaft, resigniert an, wurde aber immer dreister, und du wirst dereinst vielleicht finden, dass ich eine meiner angeborenen Untugenden, die Aengstlichkeit, hier fast bis zur Frechheit verhandelt habe. Die Rechnung geht mir so glatt auf, dass ich schier selber drob bedenklich werde!: ich meine, die alten Zeugnisse bring ich so gelassen jedes in seinen Schafstall hinein und sage mir, dass sie ganz gut hinein gehn. Ich schreibe dir die Einteilung auf beiliegendes Blatt mit ganz kurzer Notierung der fraglichen Zeugnisse und Denkmäler; du verstehst es schon. [folgt morgen!]

Ich sitze nun eben noch an dem Schlussabschnitt über Dichter und Publikum, wo die Grade des Berufsmässigen zu beleuchten sind und die dornige Frage nach dem Verhältnis Scop : Mimus umsichtig gestellt werden muss, wenn ich mir auch natürlich keine Antwort zutraue. Hast du dir etwas ausgedacht darüber? Vielleicht erwähne ich dies als Möglichkeit: die Goten lernten den Mimus kennen und ahmten ihn nach quasi seinem äussern Umriss nach, nicht seinen Stoffen nach, auch nicht seiner gesellschaftlichen Schätzung nach. So entstand der Hof- und Heldensänger à la Widsið; man könnte den gelegentlich mit dem Namen bezeichnen, den man als Uebersetzung von «joculator» geschaffen hatte: gleoman. Doch alles ist mir hier noch zu unklar; ich hoffe auf Inspiration aus dem Tintenfass (die ersten Entwürfe, alles bis zur Reinschrift, mache ich ja mit der Feder, obwohl mein Arm so schmerzt wie noch nie).

Du sprachst von Maal og Minne.³ Den Aufsatz Moes⁴ finde ich auch feinfühlig, wenn er auch nur die seit Steinthal anerkannten Ansichten erläutert. Fatal wird mir dieser hellblonde Magnus Olsen: er phantastert da wüst in Mythicis herum, und da er sich nun einmal durch seine akriben Runenstudien

das Renommée der Exaktheit erworben hat, fallen ihm die und jene herein. Gerðr als die zu Frey gehörige Himmelsgöttin (oder wie sagt ers?)⁵ – das ist denn doch ein starkes Stück! Mit gleichem Rechte kann man die Riesinnen, mit denen Odin und Thor liebeln, zu Kultgöttinnen heraufbefördern! Gräulichen Unfug treibt Olsen dauernd mit der «terra mater» bei Tacitus, die ja durch den seligen Mannhardt vor mehreren Dezennien auf ihr richtiges Mass zurückgeführt wurde. Neckel sollte wieder einmal einen seiner eleganten Peitschenstreichs auf diesen Orakler im Norden herabgleiten lassen. Ad vocem Neckel: er will eine Edda machen – ist das nicht trefflich? Ich habs immer gesagt: die Jungen machen, was wir Alte machen *wollten*.

Deine Bemerkungen zu den Tyrfingsagen hab ich restlos berücksichtigt: hab Dank! (Dass das fem. Sifka durch Misdeutung des ae. Sifeca entstand, würde ich allerdings erst dann für sicher halten, wenn ich ein Gegenstück kennte.)

Du hast Recht, Kelle ist zuverlässiger, da wo er positiv auftritt, als Kögel; diesem muss man genau auf die Finger passen. Aber Kelle hat zum germ. Altertum überhaupt kein Verhältnis. Sein Interesse wird erst wach, wo er eine Handschrift vor sich sieht, deren Geschichte er mit einer gewissen Grazie und altväterischen Fabulierkunst (möcht ich fast sagen) erzählt. Kögel umgekehrt leidet an der Manie, graues Altertum zu wittern und ein Phänomen dann uninteressanter zu finden, wenn es jünger ist. Seine Aufteilung der Gattungen musst ich in den wesentlichsten Punkten verlassen. Ich schrieb dir wohl schon: er hat das Preislied = Zeitgedicht verkannt und dafür mit der Zweiteilung «Ballade contra Rhapsodie» einen üblen Unfug angerichtet. [Fußnote Heuslers: «so in PGrdr², in der Lit. sogar 3 Gattungen»] Die grosse Zweiteilung unter den höhern Gattungen ist Preislied contra Heldenlied: «Ballade» und «Rhapsodie» sind nicht bloss ganz irreleitende Namen, sondern sie bauschen nebensächliche Unterschiede zu Hauptfaktoren auf. Ueber den Gegensatz von «stichisch» und «strophisch» ist mir während des Schreibens das Licht aufgegangen: Neckel ist in seinem Anfangskapitel dem Wahren sehr nahe gekommen; das Wesentliche liegt nicht in dem Unterschied von der achtzeiligen Strophe und der stropfenlosen Gliederung, sondern in dem zwischen Zeilenstil und Hakenstil. Das ältere germ. Heldenlied war vermutlich «stichisch», aber so, dass *die Langzeilengrenzen syntaktische Grenzen* waren, – was der Weise der ältesten *eddischen* Lieder am nächsten steht. Dánn muss man nicht mehr sagen, dass ein unstrophisches Heldenlied nur durch Einfluss des Epos zu erklären sei. Die Modernisierung in unseren wgerm. Resten war der Hakenstil, nicht die Abschaffung der Strophe.

Mit meinen besten Grüßen an Euch alle dein

And.

Gattungen der agerm. Poesie.

- A. Zaubersprüche und -lieder.
- B. Rituale, liturgische Dichtung:
 - a. religiöser Art: beim Loosorakel (Tac.); varðlokkur (Eir. s.), raddlið (Qrv.s.). – Lgb. Ziegenopfer; neniae Ad. Brem.; Vqlsistropfen, Hymnen: Ae. Flursegen; heroisch stilisiert Sdr. 3.4; Germ. c.3 Hercules.

- b. im Rechtsleben: Tryggðamál; eine ae. formula.
 - c. bei profanen Anlässen: Hochzeitsleiche und -lieder (Ap. Sid. barbaricus hymen ...; fries. winnasangh); Totenlieder: Wgote Theoderich a.451, Attilas Totenklage, Beowulfs ditto; – sisua, dadsisas. (Anh.: *barditus*, als Schlachtgeschrei, metrisch, gefasst, etwa wie Ol.s.h.c.92, cf. Hkr.2,487)
- C. Gnomische Dichtung:
- a. Formeln: gefa ok gialda; vargr í véum; í heyrandu hlióði etc.
 - b. Sprichwörter; Priameln.
 - c. Rätsel.
- D. Merkverse:
- a. eigentliche: nord. þulur; kosmogonische Strophen (überliefert in grösseren Gedichten, z. B. Ór Ymis holdi ...). Widsið. Ae. und nord. Runenlisten. Zeugnisse: *Germ.c.2 Tuisto*; *Jord.c.14 Gapt*; *id.c.4 Gotenwanderung* (nebst anderm bei Jord.). Daniel v. Winchester kosmog. fabulae bei den Sachsen. Origo gentis Langob.
 - b. Runeninschriften nicht-ritualen Inhalts (Gold.Horn, metrische Grabinschriften; Piaurikr Rök).
- E. Gesellschaftl. Lyrik:
- a. Arbeitslieder: nur Zeugnisse bzw. Namen.
 - b. Chorgesang beim Gelage: *cantus Ann.1,65, Hist.5,15, Julian*.
 - c. Unchorische Kleinlyrik: Caedmon bei Beda; carmen triviale Aldhelms; Knuts Vierzeiler. Menge der nord. Stegreifstrophen, kviðlingar. Spottverse: ahd. Proben; nord. níð.
 - d. Tanzliedchen: ballationes der Verbote, *Priscus* Schleiertanz Tänzer von Kölbigk.
- (winileod ein umfassender Ausdruck für E) wende!
- F. Kunstmässige Einzellryk:
- a. Preislied = Zeitgedicht: die nord. skaldischen lof; Ags. Ann., bes. Nr. I und V. Ludwigslied, mehreres Latein. Zeugnisse: Priscus zwei Recitatoren vor Attila; Wids.54 u. ö., Beow.873 ff. Ven. Fort. dent ... leudos; Tac. Ann.2,88 Arminius. Hygelacs Rheinzug. Später: «cantilenae vulgares» als Zeugen von Begebnissen und dgl.
 - b. Elegie: Prokop Gelimer. Beow.2107 ff. Deors Kl., «1.Rätsel» etc. Nord. erfikvæði, bes. Sonatorrek.
- G. Episches Lied:
- a. Heldenlied. Alte Form: doppelseit. Ereignislied. Sichere Zeugnisse dafür nur (bis c.800): *Jord.c.5 maiorum facta ...* (Vidigoia etc.); Bw.875 ff. Sigemund; Bw.1064 ff. Finn; Alcuin über Hiniöldus; Friesse Bernlef; Karls Liederbuch. (Ausgang bei Goten 4. Jh.; Entstehung dunkel; allmähliches Herausbilden aus F a) unvorstellbar, von Wurzel an zweierlei. – Urspr. sangbare Langzeilenperioden; später bei Wgerm. unsangbarer Hakenstil.)
 - b. Götterlieder à la Prymskv., Hym. Übertragung der Form G a) auf die mythischen Stoffe, die bisher in Gestalt von B a), D und pros. kleinen Erz. überliefert waren.

- c. Nord. einseitiges Ereignislied: Skirn., HHu.II u. ä.
 d. Isl. Situationslied: heroische Elegie; – Visionslied (Vsp.).

communal poetry	{	A	vorwiegend
		B	offiziell oder
		C	lehrhaft,
		D	praktisch
		E	Unterhaltungs-
individual	{	F	poesie,
		G	freie Kunst

¹ ADOLF NOREEN, *Vårt språk* H. 1 – 13 (vgl. Ranischs Schriftenverzeichnis Nr. 41).

² Dän. «Wissenschaftler».

³ Norwegische Zeitschrift: *Maal og Minne. Norske studier*, Kristiania [Oslo] 1909 ff.

⁴ MOLTKE MOE, Det mytiske tænkesæt, in: *MM* (1909), 1 – 16 (vgl. Register).

⁵ MAGNUS OLSEN, Fra gammelnorsk myte og kultur, in: *MM* (1909), 17 – 36.

81.

Berlin 26. Nov. 1909

Lieber Freund, dein Brief hätte zu keiner gelegeneren Stunde kommen können. Ich hatte mir den kolleglosen Sonnabend für den Hoopsischen Dienst ausgespart; und nun lag da auf dem Frühstückstisch dein Schreiben, das mir gleich den rechten Schups zu dieser Arbeit gab. Sei bedankt für dein Interesse, das mir ja nötiger ist als manchem Andern!

Deine Kritik der «Gattungen» hat mich zu mehreren Retouchen angetrieben. Ich glaube, dass du nun einige deiner Bedenken beschwichtigt sehen wirst; ich habe mich bemüht, dass die Formen, die gleichsam Gattungsbrecher sind, nicht doktrinär versteckt oder sophistisch umgedeutet, sondern gebührend ans Licht gestellt werden. Die zusammenhängende Darstellung nimmt sich eo ipso nicht so schematisch und rechnerisch aus wie der Entwurf.

Zu Einzelnem! Mit den ballationes etc. hast du Recht: diese Sachen sind nicht bloss vom Römerreich ausgegangen, sondern haben sich lange Zeit in den Grenzen des alten Imperiums gehalten: die betr. Konzilienverbote p.p. gehn nicht auf innerdeutsche Zustände. Zugleich waren diese niedern lyrischen Produkte mit Tanz eine der ersten (oder die erste) poetischen Arten, die der Mimus in seine Pflege nahm; wenn auch immer daneben private Schöpfung solcher Sachen fort dauerte, selbst bei Bauern, vgl. Kölbick. Nun aber frage ich: warum soll diese von den Römern ausgehende Tanzkunst und -lyrik nicht um 450 die Goten in Pannonien, auf altem Römerboden, erreicht haben? Ich sehe kein Hindernis, in Prisci Schleiertanz das erste Beispiel jener «chori foeminei» zu erblicken, gegen die sich später die Pfaffen die Köpfe so rot schreien. Es hat sogar etwas bewegliches, wenn man sich vergegenwärtigt, wie der selbe Vorgang hier von dem innerlich antiken, also heidnischen Priscus dargestellt wird, dort von den denaturierten Bonzen, den berufsmässigen

Beklektern alles Weiblichen und geschlechtlich Reizenden. Auf der einen Seite sieht man ein liebenswürdiges Bild vor sich, im südlichen Sonnenglanz, versöhnt mit der Natur, der grossen Freundin alles Sexualen, – auf der andern schnauft man in muffiger Klosterluft und hört einen fetten Kapaun von Priester unflätige Schimpfwörter über dieses Treiben mit dem Weibe ausstossen. Ach ja, unsre Kultur ist leider nicht in dem Gleise des Priscus, sondern in dem der lästernden Pfaffen weiter gegangen; es geht eben immer schief in der Weltgeschichte! – Aber verzeih mir, glaubensstarker Mann, dass ich mich so hinreissen lasse! Zu so was bringen einen Remingtons; mein arm Gelenk würde nicht so davon traben! Fürchte aber nicht, dass bei Hoops dieser Excursus vorkommen wird! (er liesse ihn auch nicht durch; ausser mir gibts keinen rechten Christenfeind mehr unter den Gebildeten). Dagegen dazu kann ich mich nicht entschliessen, den Schleiertanz ganz zu beschweigen. Einen so feinen Falter muss man anspiessen auf die Gefahr hin, dass es eine Libelle ist. Du wirst bemerken, dass ich mich für die Gotizität des Tanzes nicht einsetze. Wie denn überhaupt die Stilisierung mit «es fragt sich», «man darf annehmen», «am ehesten» p.p. nicht kargt.

Also gegen die Einreihung der Or.gent.Langob. in die Merkverse protestierst du energisch? Ich hab keinen andern Platz für sie, aber ich betone in kräftigen Worten, dass wir hier an der Grenze der Gattung stehn, dass freilich auch der Abstand von einem Götter- oder Heldenliede wie Pr. oder Vkv. noch weit ist. Auch musst du bedenken, dass die Gattung «Merkvers» nicht nach den isl. nafnapulur definiert werden darf: die bilden ein Extrem, aber nicht den Inbegriff der Gattung. Ein besonderes Fach für die Origo konnte ich doch nicht zimmern! Ich hab ohnedies schon eher zu viel als zu wenig Fächer. Und die Unterbringung unter epische Götter- oder Heldenlieder würdest du selbst bei näherm Bedenken verwerfen. Uebrigens hab ich hier einmal Müllenhoff als Eideshelfer: Beow.S. 101.

Was du zu Jord.c.4 bemerkst: ... ein kleines Gedicht mit poesielosem Inhalt: eh bien, das sind eben «Merkverse», das ist ihre Marke.

Den bischöflichen Danielischen Brief erwähn ich nur kurz und namentlich apotropæisch: gegen die Völuspaphantasien Kögels; da sei denn doch eine Merkversstrophe wie die bewussten eddischen viel glaubhafter.

In Sachen Danz halte ich vorläufig deine frühere Ansicht für die bessere. Deine 2 Parallelen bestätigen, dass die Strophe ihrem Motive nach modern ist, ritterlich. Daher kann ich sie nicht als Vertreter «altgermanischer» Kleinlyrik nennen. Ich bin zwar mit diesem Namen nicht pedantisch, aber vor dem Ritterlichen mach ich doch Halt. Also meine ich, dass dieser isl. Danz eine ritterliche Strophe archaisch, d. i. stabreimend behandelt hat. Damit ist noch nicht gesagt, dass er getanzt worden sei. Aber da 1) die Zeilen in dän. Tanzweisen widerkehren, 2) das Vorhandensein von Danzar auf Island zu jener Zeit bezeugt ist, seh ich eigentlich keinen Grund, sich gegen die Tanzbarkeit des Ströphleins und damit gegen unsern schönen Titel (der dem tumben Finn so ubegribelig¹ war) zu sträuben. Ich hoffe, bis zur 2. Auflage der EM bekehrst du dich zu deinem Kinderglauben.

Dass die von Otrifrid befehdeten cantūs obsceni zu der weitbusigen Gattung

«Gesellschaftliche Lyrik» gehören, bezweifle ich nicht mehr. Man hat eben früher immer zu viel Heldenlieder gewittert. Es leuchtet aber nicht ein, dass selbst ein Mönch mit seiner ganzen Borniertheit ein hochernstes Gedicht wie das Hildebr. mit dem geistlichen Lieblings-Kosewort «obscenus» zu belegen die Stirn gehabt hätte.

Müllenhoff gegenüber, der den choragus den Dichter der alten Germanen nennt, würd ich etwa so sagen: die Arten Poesie, die von Chören vorgetragen wurden (und manche andern dazu), kennen den Begriff des «Dichters» überhaupt noch nicht recht, ungefähr so, wie wirs bei heutigen Schnaderhüpfln usw. sehen. Der Poet erscheint mit der höhern Lyrik, F, u.zw. zunächst so, dass der Vórtrag das eigentlich Geschätzte an ihm ist und man nicht nach Autorschaft fragt. Dies ist die letzte Stufe, erreicht bei den nord. Skalden. Diese Gedanken führ ich zu Anfang des Schluss-§ aus. Uebrigens werd ich den «Chorführer» gar nicht erwähnen (ausser bei Kölbick), denn ich finde ihn nirgends erwähnt, und es scheint mir nicht, dass man ihn sich zu den ituri in proelium bei Tacitus oder zu den Leichenklägern bei Jordanes hinzudenken muss; oder meinst du doch?

Nun die Hauptfrage: ob man die 2 Gattungen «Preislied = Zeitgedicht» und «episches Lied» nicht in drei teilen soll, damit schon für die Vorwande-rungszeit etwas richtig episches vorhanden ist. Ich gebe sogleich zu, dass mir der Name «kunstmässige EinzelLYRIK» auch nicht völlig gefällt. Ein besserer ist mir noch nicht eingefallen; er muss ja schon die dezidiert lyrische Elegie und die halb- oder drittelslyrischen Produkte umspannen: denn in der nord. Skaldendichtung bilden alle diese Spielarten eine unverkennbar zusammenhängende Masse: es wäre gekünstelt, aus all diesen *lof's* die einen als lyrisch, die andern als episch abzutrennen; man kann nur das Plus und Minus der beiden Elemente in wechselndsten Stufen konstatieren. Und sieh mal, darauf möcht ich grade Gewicht legen und darin glaub ich einen gewissen Fortschritt über die Frühern zu bilden, dass ich die Gattungen in tunlicher Fühlung mit dem Vorhandenen ansetze: meine sämtlichen Unterabteilungen, exc. B c und E a, werden durch vorhandene Denkmäler leibhaft bezeugt und veranschaulicht; und wo es Not tut, bei den Merkversen, Preisliedern und epischen Liedern, stelle ich auch gleich eine trockene, quasi zoologische Definition nach den belegten Werken an die Spitze, dass man nicht im Nebel tappe. Wenn Wackernagel – Kögel – Brandl zu pfadlos in dem bloss Bezeugten herumpaddelten, sind sie freilich zu entschuldigen; denn erst die Zuziehung der ungleich reichsten Literatur, der nordischen, ermöglicht jenes andere Verfahren. Item, die gewichtige Tatsache der skaldischen Preispoesie als einer einheitlichen Gattung zwingt mich, hier ein weitausladendes Becken aufzustellen und einesteils recht lyrisches, andernteils recht trocken sachliches, auch halbepisches zusammenzufassen. In meiner Definition des skaldischen *lofkvæði*² kommt der Ausdruck vor: es pendelt zwischen Hymnus und Verschronik. Trotzdem füge ich beim Ludwigslied noch bei, dass der epische Fluss hier stärker sei, das Lyrische mehr zurücktrete. Für meinen Sprachgebrauch steht das Ludw. in der Tat an der äussersten Grenze dessen, was ein denkender Mensch noch «Lyrik» nennen kann; aber merkwürdig war mir, wie anders

dies empfunden werden kann, und gewissermassen beruhigte es meine Skrupeln gegen den Obertitel «...-lyrik», als ich nämlich bei Becker Afrz.Lit. S. 27 las: «... , dass das Ludw. als lyrisch-panegyrische geistliche Dichtung keine Verwandtschaft mit dem Epos hat». Oder nimmst du an, Phil.Aug. Becker hat dieses Denkmal vielleicht nicht gelesen?

Bin ich also, aus genannten Gründen, gezwungen, den Begriff des Preisliedes = Zeitgedichtes weit zu nehmen, so denk ich doch nur an Einzeldichtung dabei, und die von Roethen phantasierten «kurzen *chorisch*-lyrischen Töne der Klage p.p.» könnten bei mir nur in B c unterkommen, obwohl ich auch dá den Ausdruck zu tönisch fände: wir haben ja einen leidlichen Vertreter, Attilas Grabgesang, und der ist gar nicht núr so brünstige Naturlaute. So waren unsre Altvordern überhaupt nicht: unsre lehrhafte Ader ist entschieden älter als die gemütvolle, nicht?

Dein Hauptbedenken: dass man der Vorwanderungszeit nicht bloss Hymnisches, Lyrisches zuschreiben darf, weil 1) jene Arminiusstelle etwas mehr Episches heischt, 2) das straff epische Heldenlied nicht an eine rein lyrische Periode angeschlossen haben kann: dieses Bedenken wird also im Grunde, wenn ich recht sehe, gehoben: dadurch dass ich energisch betone: das Preislied, diese fürnehmste Gattung vor und neben dem Heldenlied, war gutenteils episch, es war «Zeitgedicht». Ferner nicht zu vergessen: von der andern Himmelsgegend her nahen die Merkverse, die ebenfalls einen starken Einschlag von Epischem haben. Was wir für die ältern Jahre notwendig voraussetzen müssen an erzählender Dichtung, dafür bot einerseits das (nach dem Lyrischen vergierende) Zeitgedicht, andererseits das nach dem Lehrhaften neigende Merkgedicht ausreichenden Rahmen. Das Neue war alsdann die organisierte Erzählung, die gebaute epische Fabel, wodurch sich jedes unsrer Heldenlieder von jenen ältern Gattungen so fühlbar unterscheidet.

Deine Frage, ob Merseb.II und Wodan-Frea (Lgb.) schon epische Götterlieder voraussetzen, würd ich verneinen. Derartige kleine Fäbelchen traue ich schon dem ältesten Zeitraume zu; zu ihrer Gestaltung brauchte es nicht die Kunst des epischen Liedes.

Jetzt möcht ich dich noch über die Tänzer von Kölbigk interpellieren. Ich hab mittlerweile Schröders Abhandlung genau studiert. In einem frühern Briefe bemerktest du richtig: es ist kein episches Tanzlied gemeint wie die spätern Balladen; denn es ist ein ad hoc gedichteter Gegenwartsstoff (von Improvisieren steht in der Quelle nichts). Allein – die mitgeteilte Strophe + Kehrreim kann nicht das Ganze gewesen sein! Diese Strophe hat ja gar keinen Witz; sie erregt nur die Spannung auf irgend etwas Erotisches – es muss noch mehr gefolgt sein, sagen wir zwei drei solche Strophen (oder nur éine, mit einer scharfen Zote??). Mithin hätten wir hier nicht den typischen Tanz-«Vierzeiler», die tanzbare Einstrophenlyrik, sondern ein zusammengesetzteres Gebilde. Ich vergleiche damit die Knutstrophe (Merry sungen . . .), die ebenfalls andere hinter sich gehabt haben soll, und von denen es heisst, dass sie (tempore autoris) «in choris publice cantantur».

Darf man von diesen schwachen Spuren her verallgemeinern, so würde man sagen: die Tanz-«Lyrik» war anfangs gar nicht so séhr lyrisch, sondern hatte

einen leidlich epischen Gang – nur eben «episch» in einer unendlich viel kunstloseren, einer ganz andern Phantasiewelt angehörigen Weise als im Heldenlied.

Deinen Hinweis auf die betr. schwed. Strophe³ stehle ich dir nicht. (Uebrigens: diese schwed. Strophe ist doch nicht etwa die literarische Uebersetzung der Kölbickstrophe in der schwed. Fassung dieser Tanzgeschichte? Lundell gibt den Fundort ungenau an; aber verdächtig ist, dass er in der 2. Auflage des Grundriß das Specimen weggelassen hat.) Aber wie denkst du dir eigentlich die Fortpflanzung eines solchen ndsächs. Gelegenheitsliedleins, seine weite Wanderung und die Umstilisierung ins Ritterliche, Romantische : Redo kæmpar ...?

«Er kann nicht enden.» Den Schluss des ganzen Artikuls, einen Ausblick auf den Mimus, hab ich in würdiger Kürze gehalten, sodass sich nun Jeder das Mass meiner Kenntnisse grösser oder kleiner denken kann. Soviel ich bisher herumgeschnüffelt habe, gibt es auffallend wenig Zeugnisse für diese wichtigen Vorgänge, die Ablösung des Scop durch den Scurra. Daher denn das gesamte Verhältnis der beiden zu einander, d. h. das genétische Verhältnis, halbdunkel bleibt. Klar ist nur, dass das Porträt des Scop von dem des spätern Spielmanns weltenweit verschieden ist.

Bisher hatt ich unwillkürlich die Vorstellung, dass über diese Dinge ziemlich viel gewusst werde, und dass nur ich anher versäumt habe, mir dieses Wissen anzueignen. Aber wie ich nun so éine Literatur-geschichte nach der andern daraufhin sondierte, merkte ich, dass mán hier nischt weiss. Eine so – soll ich sagen: kühne oder ahnungslose? – Gleichsetzung des ae. scop mit dem «Spielmann» (NB. ohne nähere Definition dieses Begriffs) wie bei Brandl hab ich nirgends sonst gefunden. Doch kann auch tenBrink den Widsið den «Sänger und Spielmann von Beruf» nennen. – Weinhold denkt es sich so, der Spielmann habe erst von c.1150 ab in die Dichtkunst eingegriffen, bis dahin sei er nur Instrumentalist etc. gewesen; und auch dänn noch wären die vornehmer stilisierten Sachen (Spervogel; Heldenepen) nicht von den Spielleuten verfasst worden. Das ist wohl widerlegt? Immerhin zeigt es, auf wie hypothetischen Füßen die vielberufene Beerbung der Hofdichter durch die Spielleute steht.

Wie sich Müllenhoff in den Anfangsseiten der Nib.Not so eigentlich die ständische Seite denkt, ist mir bei oftmaligem Lesen nie klar geworden. Kannst du mir ein Licht aufstecken?

Viele Grüsse von dem deine Geduld stark erprobenden

And.

Eben fällt mir noch deine Aeusserung über Heusler contra J. Meier ein. Vorher hatte mir R. M. Meyer schon gesagt, er finde meine Rezension⁴ höflich, aber eine von denen, die den Recensus verschnupfen. Und nun kommst du mit der Katze und der Maus! Da bin ich also an dem mir gesteckten Ziele weit vorbei gefahren; ich hatte einen gutmütig-kollegialen Ton angestrebt, so wie man etwa auf der Bierbank zu einem Andern sagt: nun, wissen Sie, Sie hätten schon etwas Besseres bescheren dürfen! Ihr habt die Seiten in anderm Tone gelesen, als er mir im Ohre klang, und der Ton macht halt die Musik. So

sieht man hier, wie die Melodie keineswegs mit dem objektiven Wortmateriale gegeben ist, trotz Sievers und seinen Nachbetern. Im übrigen hat mich deine Zustimmung natürlich gefreut.

Der Obige.

- ¹ Dän. «unbegreiflich». Vgl. Finnur Jónssons Rezension der *EM*, in: *ANF* 20 (1904), 207 – 210.
- ² Aisl. «Preislied».
- ³ Eine bei Lundell, *Pauls Grundriß* II, S. 727, abgedruckte aschw. Tanzstrophe, beginnend mit «Redha kompana . . .».
- ⁴ S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 187.

82.

Berlin 16. Dez. 1909

Lieber Ranisch, vorhin gab ich die «Dichtung» auf die Post, denn solange sie bei mir herumliegt, komme ich zu nichts rechtem anderm, und besser machen kann ich den Artikel doch nicht mehr: ich finde nichts mehr in dem engen Rahmen unterzubringendes. Beim Rückblick danke ich dir herzlich für deine intensive Teilnahme, die dich so viel von deinen freien Stunden opfern liess. Ohne diese Empfindung eines lebendigen Echos wäre ich schlaffer geworden über der Arbeit; auch jetzt sage ich mir, dass der Inspirator auch mein einziger Leser sein wird. Dieses Lexikon ist ja gänzlich auf Archäologie und Etymologie angelegt: als mir Hoops den ersten Entwurf der Abkürzungen und die Mahnungen an die Mitarbeiter schickte, schlug es mir wie kalte Luft aus den unfruchtbaren Höhen der Lautklauberei entgegen. Quellenwerke waren unter den Abkürzungen gar nicht genannt, nur Grammatiken und vor allem Wörterbücher. Aber Hoops hat dann meine Nachträge folgsam aufgenommen: Olrik prangt nun mit zwei Siglen, aber auch die *EM*, die ich überhaupt in meinen Artikeln nach Kräften popularisiere: so zuwider es ist, sich selbst zu zitieren, umso gleitiger geht mir die unpersönliche Chiffre *EM* über die Lippen.

Laß mich noch rasch auf deinen letzten Brief eingehn!

Zu der Wodan-Frea-Geschichte hab ich also den Satz angefügt: «mag sein, dass das epische Lied herübergewirkt hat» (doch ist der Abstand sehr gross von einem Götter- oder Heldengedicht wie *Þryms-* oder *Völundarkviða*). Damit gebe ich also zu, dass diese verhältnismäßig belebte Fabel (die ich natürlich nicht dem P. Diac. zuschreibe) nicht notwendig als reiner Sprössling der katalogischen Gattung erwachsen ist. Sie als Vertreter des epischen Liedes (nach meiner Definition) hinzustellen, wäre unmöglich.

Die *Þrymskv.* sehe ich nicht als das einzige epische Götterlied im alten Stile an. Mir scheint, der Kampf mit *Hrúngnir* ist notwendig in einem solchen Liede geformt worden, wohl auch der Besuch bei *Geirrøðr*. Sodann zählt die, wenn gleich jüngere, *Hymiskv.* mit, da sie entschieden nicht die *Þr.* kopiert, sondern ein andres Vorbild gehabt haben muss. Endlich finde ich es auch wahrscheinlich, dass die reine Redekomposition *Skirn.* nicht aus dem Nichts heraus ge-

hauen wurde, sondern einen Vorgänger im alten Stile hatte. (Hierauf lege ich natürlich wenig Gewicht.)

Ich muss andauernd – in Sachen Danz – den 1903er Ranisch gegen den 1909er verteidigen. Wenn eine Strophe in einer der jüngsten isl. Sögur als «alt-germanisch» gelten soll, so müssen sehr gewichtige Gründe da sein. Als solchen Grund kann ich die Spekulation von dem Alter der erotischen Dichtung nicht gelten lassen. Mit dem selben Grunde könnte man z. B. Laus. E für uralt erklären, weil es diese Gattung schon bei Indianern usw. gibt. Ich finde umgekehrt den Danz ein deutliches Produkt der Ritterzeit: sowohl die gefühlvolle Personifikation der Saalweide wie die Einkleidung der Liebessehnsucht vermöchte ich mir mit Nordländern des 10. Jhs. nicht zu vereinen. Die Strophe ist ein ritterliches Motiv, transponiert in den altnordischen Stil, d. h. den stabreimenden Vers. Ob sie getanzt wurde, ist weniger sicher. In Háv. 50 vermag ich nichts Erotisches zu sehen.

Dass auch dú das Ludw. Id zur Lyrik rechnet, ist ja erfreulich: damit schwindet ein weiterer Einwurf gegen meinen Gesamttitel «Einzellyrik». Latein. Einfluss aufs Ludw. ist mir auch wahrscheinlich; wie hätte er ausbleiben können, da es notorisch Zeitgedichte in lat. Sprache früher schon gab und unser Autor ein Pfaff war? Ich habe übrigens nochmal genau die bekannte Studie von Seemüller gelesen. Er stellt die historischen Fragen zu schlaff, und den Grundfehler begeht er, dass er das Hildebr. als Vertreter des «historischen Liedes» nimmt. Auf die Gedichte der Ags. Ann. und auf die nord. lof wirft er gar keinen Seitenblick. Aber man sieht bei ihm, dass es schon seit c. 700 eine lat. Tradition in dieser Gattung gab. Es ist begreiflich, dass nicht nur der Mimus, sondern auch der Hofpfaffe diese Gattung verhältnismäßig früh aufgriff: beiden war das Weihrauchstreuen eine vorteilhafte Sache.

Mit der «Redo kompanar»-Strophe¹ ist also in Ordnung.

Wenn der Kölbigker Bericht sagte, dass die Tänzer nur diese eine Strophe gesungen hätten, dann würde ich dein Plaidoyer für das logisch Abgerundete dieser Strophe akzeptieren. Da aber der alte Bericht die Frage offen lässt, neige ich doch zu der Annahme, dass mindestens noch eine Strophe folgte; an eine Zote möcht ich jetzt nicht mehr denken, eher an eine Wendung wie etwa diese: «Er führte Merswinden vor sich auf dem Ross; heut Nacht schläft er freudig (gladelig) in ihrem weichen Schooss.»

Auf das blautligr² und regiligr³ der Bonzen ist natürlich nichts zu geben. Damit bekleckern sie alles Erotische.

Nebenbei: das «Farolied», das in der afrz. Literaturgeschichte eine so grosse Rolle spielt: (7., wenn nicht schon 6. Jh.), kann nur als *Zeitgedicht* zum Tanze gefasst werden. D. h. die Verwendung zum Tanze mag sekundär sein, aber jedenfalls alt. Wie bei jenen Knutzellen: der König dachte nicht an Tanz, als er sie improvisierte – nachher gebrauchte man sie dafür. In Deutschland kann ich *Zeitgedichte* als Tanzbegleitung erst von ca. 1100 an auftreiben.

Was ich bei Scop und Spielmann so schmerzlich vermisse, ist dies. Das Bild des wgerm. Scop, des nord. Skáld steht scharf umrissen vor unsern Augen. Dann wiederum das Bild des Fahrenden, des verachteten Spielmanns. Dazwischen klafft eine böse Kluft. Unbeantwortet bleiben die Fragen: 1) wánn

gingen die Gattungen des Scop an den Spielmann über? Wie sehr hier die Zeugnisse gebrechen, sieht man daraus, dass der Eine antwortet: c. 800, – der Andere: c.1150!!! 2) wie gingen die Scop-Gattungen an den Spielmann über? Bei Vogt und anderen ist kecklich davon die Rede, wie die letzten Scope, auf die Niemand mehr hören will, traurig die Höfe verlassen und unter das Strassenvolk der Fahrenden gehn und unter denen sich auflösen. Das ist, so viel ich sehe, bare Phantasie. Es gibt kein Zeugnis dafür. A priori ebensowohl möglich wäre dieser Hergang: Die Mimi, die ja, mindestens als Clowns, seit Alters an den Höfen zugelassen waren (Priscus über Attila; Ap.Sidon. über Theoderich in Tolosa; cf. Haraldskvæði über die leikarar),⁴ hörten dort, an den Höfen, die Vorträge der Scopas und eigneten sich deren Stoffe auf ihre Weise an. Als dann die Teilnahme der Hofkreise an dieser alten Dichtung schwand, da fiel es den Scopas, diesen vornehmen Dryhtmannen, nicht im Traume ein, sich unter die Mimi der Strassen zu mischen: sie steckten die Poeterei einfach auf und blieben, was sie stets daneben gewesen waren: Gardekrieger. Die Mimi aber, die ja immer auch vor dem niedern Publikum auftraten, fanden es passend, jene Geschichten, die sie an den Höfen erschnappt hatten, dem Pofel zu debütieren, und da sie Anklang fanden, so lebten nun diese Stoffe wesentlich vor dem Vulgus weiter.

Oder ist aus innern Gründen jene Hypothese mit den herabsteigenden Scopen wahrscheinlicher?

Der Schluss deines Briefes ruft mir deinen üblen Katarrh in Erinnerung. Ich wünsche sehr, die Weihnachtsferien benützezt du brav zum Spazieren und wirst den Bösewicht los. Verdammt wäre, wenn es in die Bronchien hinunterführe!

Auch meine Maschine war nicht berühmt in diesem Quartal. Ich schweige von dem Erbübel – die kleineren Gäste waren eine gelegentliche Vergiftung durch ein belegtes Brot im Kafe, was mich etwa eine Woche lang mit Fieber und Ruhr verfolgte; dann ein plötzlicher Schnupfen, der aber vánu bráðara⁵ verstrich; endlich Hämorrhoiden von einer Fülle, wie ich sie nicht für möglich gehalten hätte: doch gebietet mir die Wahrheit zu bekennen, dass sie nicht eigentlich weh tun; ich spüre nur bei jedem Stuhlgang, dass da eine Art von Deckel ist, und man fühlt sich dann noch mehr als Krüppel wie gewöhnlich.

Die letzten Tage war ich in schlechter Stimmung, ich glaube wegen der niedrigen Rezension Finns über Neckel in der Zs.f.d.Phil.⁶ Es war ja kaum besser zu erwarten. Die Jüngeren behandelt er natürlich noch schnöder als die Aeltern, wenn sie den perversen Drang haben, etwas besser zu wissen, als in der Literaturs Historie steht. Ach, wir sind in so übelriechender Gesellschaft! Diese Trias: Finn, Gering, Mogk: das sind nun die Meister des Faches. Welches Niveau von Bildung, von allgemeiner geistiger Feinheit, Urbanität p.p.! Nun, wir alte sind schon verbraucht; an uns ist nichts mehr zu verderben. Aber mit Neckel hab ich Mitleid; das edle feurige Rösslein, das sich nun so von den alten Kleppern angreifen lassen muss! Wenn es nur nicht die Springlust verliert!

Auf den Wunsch der Meinen geh ich für eine Woche nach Basel. Dir und Olga ein recht frohes Weihnachtsfest!

In alter Anhänglichkeit

And.

- 1 Vgl. Brief Nr. 81, Anm. 3.
- 2 Aisl. «weichlich, unmännlich».
- 3 Aisl. «obszön».
- 4 Aisl. «Spielleute».
- 5 Aisl. «über Erwarten schnell».
- 6 Finnur Jónssons Rez. von Neckels «Beiträge zur Eddaforschung», in: *ZfdPh* 41 (1909), 381 – 388.

83.

Berlin 15. Mai 1910

Lieber alter Freund, deine Karte vorgestern war mir wie ein vertrauter Handdruck; es tat mir wohl, dort im Westen einen Freund zu wissen, der ordentlich besorgt ist beim Gedanken, dass man am Verenden oder vielleicht schon unter dem Boden sei.

Dass ich in den letzten Wochen so schreibfaul war, lag nicht an schlechtem Ergehn sondern hatte seinen besondern Grund darin, dass ich mir zu Anfang April eine Arbeit aufhalste, der ich die zersplitterten halben und ganzen Stunden des Tages opfre. Es ist ein Neudruck des NI in Simrocks Uebersetzung mit gleichlaufendem Urtext. Die «Tempel-Klassiker» in Leipzig wollen es in geschmackvollem Aeusseren auf den Markt werfen. Ich hab mich eigentlich ein wenig beschwatzen lassen. Anfangs dachte ich, man könne den Urtext wirklich konstituieren, nach den von Braune gefundenen Stammbaumverhältnissen: dies hätte mir Spass gemacht. Aber dann hätte man die Simrocksche Verdeutschung allzu oft ändern müssen; und wer hätte den Ehrgeiz, mit diesem entsetzlichsten aller Uebersetzer zu rivalisieren? So schränkte ich mich endlich darauf ein, die sämtlichen C*-strophen und -lesarten hinauszuerwerfen, ferner die inhaltlich oder formal minderwertigen Lesarten der B*-gruppe durch die bessren zu ersetzen, ohne im übrigen die sorglose Mischung der B*-Handschriften zu beseitigen. – Auch so muss nicht gar selten an dem nhd. Text (wenn man ihn so nennen darf) geändert werden; es geht also viel Zeit drauf, aber die Burgonden sind glücklich bei Ruedeger angelangt, und Ende dieses Monats hoffe ich sie zur letzten Ruhe gebracht zu haben.

Það var nú það!¹ Mit meinen Osterferien war ich im ganzen zufrieden. Der Grundton war der des wiedergeschenkten leiblichen Wohlbefindens, und dieses verdankte ich ganz unmittelbar dem Eislauf, wozu ich mich zu Anfang der Ferien aufgerafft hatte. Nachdem ich inzwischen 41mal gelaufen bin, muss ich mir gestehn, dass ich diese schwere Kunst nicht mehr lernen werde: meine Lenden sind zu starr, sie wollen die Last der 90 Kilo nicht recht dirigieren; beim simplen Vorwärtslaufen hab ich nur da und dort einmal das Gefühl behaglicher Sicherheit, nur an der Hand der Lehrer genieße ich die Wonnen dieses unvergleichlich schönen Sportes. Aber mein eigentlicher Zweck war ja die Kasteiung des Fleisches, und die ist mir zuteil geworden. Es ist schon so, dass unsereiner seine einzige Erholung und Erfrischung aus körperlicher Strapaz schöpft; das Training, das ist das Geheimnis; ruhige Ausspannung ist nichts, mehr schädlich als nützlich.